

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 89 (1993)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

HERMANN BAUSINGER: *Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur*. Hg. von Eckart Frahm unter Mitarbeit von Wolfgang Alber. Tübingen: Verlag Schwäbisches Tagblatt 1991. 292 S., Ill.

Äusserer Anlass des von vielen Seiten gewünschten und längst erwarteten Bausinger-Readers bot der 65. Geburtstag des Autors. Es galt für die Herausgeber, ein vielfältiges, während 40 Jahren entstandenes Werk in seiner ganzen Breite vorzustellen, auf Schwaben bezogene Beiträge vorzuziehen und vor allem den Meister des geistreichen Essays, der spitzen Glosse, des aufklärend-informativen Feuilletons und weniger den Gelehrten und Leiter eines Universitätsinstitutes zu Wort kommen zu lassen. Den Titel des 37 Aufsätze umfassenden Bandes (zwei davon sind Erstveröffentlichungen) lieferte eine Parabel, welche politisches Unvermögen der Regierenden, politische Blindheit der Regierten und ihre sentimentale, eskapistische Tierliebe zur Sprache bringt.

Bausinger betrachtete seine Professur nie allein als «Fahrkarte für schöpferische Selbstentfaltung», sondern vor allem als Dienst an der Öffentlichkeit. Dies konkretisiert sich in Form von kulturwissenschaftlichen Miniaturen, die auf Bitten von aussen entstanden sind. Die hier versammelten Kleinformen, hinter denen innovative, die Forschung ankurbelnde Studien stecken, behandeln scheinbar Beiläufiges und Selbstverständliches aus dem historischen und heutigen Alltag, den Bereichen der Kommunikation, der «Volkspoesie» und der Lesestoffe sowie der Bräuche und Aberglaubensformen. Dezidiert und eindringlich warnt Bausinger immer wieder vor kulturpessimistischen Attitüden mit ihrer Glorifizierung der Vergangenheit und den als Fluchtmitteln bereitgestellten Requisiten – im Gegenteil macht er in seinen Beiträgen immer wieder Mut, die Chancen der pluralen postmodernen Alltagskultur zu nutzen und das Hier und Jetzt aktiv mitzugestalten. Schiefe historische Perspektiven werden mit Hilfe der Geschichte und besonders lebensnah mit der eigenen Lebensgeschichte zurechtgerückt. Bausinger ist nicht nur gründlicher Erforscher und aufmerksamer Beobachter der alltäglichen Kommunikationsweisen, sondern selbst ein gewandter Praktiker der Kommunikation, dem es gelingt, seine Auffassung von Volkskunde verständlich an die Öffentlichkeit zu bringen. Zu diesem dringend notwendigen Brückenschlag – wird doch der Graben zwischen Gelehrten und Laien immer grösser – gehört ein Werkstattgespräch mit den Herausgebern, worin deutlich wird, dass Ausgewogenheit der Wirklichkeitserkenntnis mehr dient als allzu missionarische Aufklärung, die schnell in Fremdbestimmung der Aufzuklärenden umschlägt.

Ursula Brunold-Bigler

ROSEMARY LÉVY ZUMWALT: *Wealth and Rebellion: Elsie Clews Parsons, Anthropologist and Folklorist*. Urbana: University of Illinois Press 1992. XXIII, 360 S., Auswahlbibliographie, Index, 17 s/w Reproduktionen.

Nach ihrem ersten Vorstoss in die Geschichte der amerikanischen Folkloristik («American Folklore Scholarship», 1988) legt Rosemary Zumwalt nunmehr eine Biographie vor zu einer der schillerndsten Figuren der amerikanischen Kulturwissenschaften der ersten Jahrhunderthälfte, Elsie Clews Parsons (1875–1941). Die feministische Aufarbeitung der Fachgeschichte ganz allgemein hat sicher wesentlich dazu beigetragen, dass eine der ersten buchlangen Biographien zu einer Persönlichkeit der amerikanischen Volkskunde eine Frau betrifft.

Die lange intellektuelle Marginalisierung von Parsons, die bis vor kurzem noch am ehesten als wohlthätige Gönnerin aus reichem Hause oder als exzentrische Feldforscherin dargestellt wurde, wird durch «Wealth and Rebellion» korrigiert. Eine Frau, die sich entgegen den sozialen Normen ihrer Zeit und ihres sozialen Standes ein Doktorat (in Pädagogik) erarbeitete und die in mehr als zwei Dutzend Büchern und Hunderten von Artikeln ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse und ihr sozialpolitisches Engagement formulierte, bedarf in der Tat eines Platzes in der intellektuellen Geschichte. Zumwalt, die für dieses Projekt aus überaus reichhaltigem Quellenmaterial schöpfen konnte, erfüllt diese Verpflichtung in einer eleganten Kombination von belletristischer Biographie und soziologischer Wissenschaftsgeschichte.

Parsons begann ihre akademische Laufbahn als überzeugte Feministin. Sie kämpfte für Rechte wie Geburtenkontrolle und setzte sich für eine Liberalisierung sozialer Normen ein, die Kirche, Universität und ihr eigenes Oberschichtliches Milieu schockierten. Ernüchtert ob der Tatsache, dass ihr Engagement gegen die Teilnahme Amerikas im Ersten Weltkrieg erfolglos blieb, widmete sie sich mit um so grösserem Eifer der Kulturwissenschaft. Ihre Bekanntschaft mit Franz Boas führte zu einem nie versiegenden Einsatz für folkloristische und kulturwissenschaftliche Feldforschung und Publika-

tionen. Sie forschte selbst unter den verschiedenen Indianerstämmen der Südweststaaten, in schwarzamerikanischen Siedlungen der Carolinas sowie in der mittelamerikanischen Inselwelt; sie unternahm Feldforschungen in Mexiko, und Wochen vor ihrem Tod kehrte sie von einem Projekt in Ecuador heim. Sie finanzierte aber nicht nur ihre eigenen Projekte, sondern auch unzählige Expeditionen anderer, und ihre Unterstützung beschränkte sich nicht auf Gelder: Sie korrespondierte mit unzähligen Kollegen und Studenten, stets ermunternd und hilfreich.

Dokumentation und damit Bewahrung kultureller Systeme lag ihr mehr am Herzen als theoretische Höhenflüge, und sie finanzierte die Drucklegung unzähliger kulturwissenschaftlicher Publikationen – während gewisser Jahre war es einzig Parsons zu verdanken, dass das «Journal of American Folklore» überhaupt erscheinen konnte. Zumwalts Porträt macht jedoch deutlich, dass Parsons eine für eine Frau ungewöhnliche Machtstellung nicht einfach dank ihrer finanziellen Mittel erreichte, sondern dass es vielmehr ihr Intellekt, ihre unglaubliche Energie und ihr administratives Geschick waren, die ihr zu Ansehen und den höchsten Ämtern in anthropologischen und folkloristischen Fachverbänden verhalfen.

Zumwalt gelingt es, uns einen Einblick in Parsons Persönlichkeit und soziales Milieu zu vermitteln – wobei ihre Korrespondenz mit Männern wie Boas oder Kroeber als Gründerfiguren der amerikanischen Kulturanthropologie besonders interessant ist. Wir lernen aber auch Parsons Feldforschungsmethoden kennen und werden mit den hegemonialen Problemen des Kulturforschers, wie sie sich zwischen den Weltkriegen z. B. im Indianerreservat entwickelten, vertraut gemacht. «Wealth and Rebellion» empfiehlt sich als Einstieg in die frühe amerikanische Folkloristik genauso wie als Biographie einer erstaunlichen, inspirierenden Frau.

Regina Bendix

DIETER HARMENING/ERICH WIMMER (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region*. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg: Königshausen und Neumann 1990. 726 S. (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 7).

Vermutlich hat auch der Jubilar, dem der gewichtige Band zum Geschenk gemacht worden ist, seine Zeit gebraucht, um sich durch die Fülle des hier Gedachten und Aufgeschriebenen zu lesen, so dass niemand der Rezensentin die verzögerte Besprechung ernsthaft verübeln wird. Noch weniger darf ihr zum Vorwurf gemacht werden, wenn sie nicht alles resümiert, sondern nach eigenem Gusto auswählt und eher impressionistisch akzentuiert, nicht umfassend würdigt – einem Mehr stünde nicht zuletzt das räumliche und finanzielle Budget der Redaktion entgegen. Der zeitliche Abstand zum Erscheinungsdatum immerhin provoziert einen eigenartigen Filtereffekt: das Europa von 1993, seine Geschichte, seine Volkskultur sind nicht mehr dieselben wie 1990, damalige Unbeschwertheit erweckt fast schon Nostalgie.

Wolfgang Brückner ist ein bewundernswerter und bewundernswert vielseitiger und produktiver Gelehrter, und er weiss auch andere immer neu anzuregen und ihr Interesse zu gewinnen (und sei's durch Provokation). So finden sich hier in ehrender Weise «seine» Themen gespiegelt und vielfach auf originelle Weise weitergeführt. Dabei entsteht unter der Hand ein Panorama gegenwärtiger Stile und Fachrichtungen, doppelt reizvoll durch das Zusammenwirken von verschiedenen Forschungsgenerationen, das den Band selbst zum Schauplatz (wohlwollender) Kontroversen macht.

Die Eröffnung kommt *Karl S. Kramer* zu, der in klarer, differenzierter und nobel-souveräner Weise die Summe seiner Erkenntnisse zu «Volkskultur» formuliert – ein Text, aus dem sich nicht nur inhaltlich lernen lässt. *Konrad Köstlin* unternimmt es, in der Konfrontation von Münchner Schule und Norbert Elias die Askese der «historischen Methode» gegenüber übergreifenden Kontinuitäten ebenso aufzubrechen wie die sich in der Elias- und *Annales*-Rezeption manifestierende Begeisterung für die grossen Kulturlinien, die schliesslich in grämlicher Zivilisationskritik landen. Dagegen liessen sich, wie er zeigt, aus der Verküpfung der nicht unverwandten Positionen neue Perspektiven und Energien gewinnen. Auch dies ein Lehrtext. In einem gemütlichen Spannungsverhältnis stehen die Aufsätze *Günter Wiegelmans* über Prinzipien zur Gliederung von Volkskultur und *Helge Gerndts* über Tschernobyl als kulturelle Tatsache zueinander. Ersterer versucht grundsätzlich, vom (statisch) thematischen zu prozess- und problemorientiertem wissenschaftlichen Denken zu kommen durch die Verbindung von dauerhaften System- mit flexiblen Stilmustern. Letzterer unternimmt es, ein bisherige menschliche Erfahrung übersteigendes Ereignis und die seine Rezeption leitenden kulturellen Werte der objektivierenden Untersuchung zugänglich zu machen. Die Rezensentin, einig mit ihrem Kollegen, dass Tschernobyl ein Thema ist, kann dabei einen Rest von Unbehagen doch nicht verhehlen, weil sie die Gefahr sieht, dass das Unausdenkbare hier in ähnlicher Weise gezähmt und

rationalisiert werden soll wie auf der Ebene der Bürokratie mit Jodtabletten. *Christoph Daxelmüller* mag teilweise bereits offene Türen neu entdecken, weist aber mit seinem Beitrag zum Dilemma zwischen Realität und präformierter Wahrnehmung, hier bezogen vor allem auf Steckbriefe und Nachlass-Inventare, auf bisher vernachlässigte kritische Aspekte dieser Quellen hin. Das postmoderne Thema, das sich auf die *writing culture*-Debatte mit bezieht, findet im zeitgemässen Diskurs-Begriff für ihn seine Lösung.

Als ein Kabinettstück ikonographischer Forschungskunst darf man «Herrscherin im Strahlenkranz» von *Nikolaus Gussone* bezeichnen. Innovativ auch der Beitrag von *Gabor Tuskés* und *Eva Knapp*, der in der Frage nach typischen Krisen und Nöten Wallfahrts- mit Lebenslaufforschung zu verbinden weiss. *Dieter Harmening* zeigt beispielhaft auf, wie im Spätmittelalter angesichts volkstümlicher Aneignungen und Interpretationen kultischer Elemente der Ketzerbegriff von der Kirche ausgeweitet wird auf nunmehr als Aberglaube katechetisch zu Bekämpfendes. Für das 18. Jahrhundert vermag *Walter Hartinger* in ähnlicher Weise am Einzelfall den Wandel kirchlich-obrigkeitlicher Sensibilität gegenüber volkstümlicher Religionspraxis, aber auch die ebenso beharrlichen wie phantasievollen Negotiationen des Volks mit seinen geistlichen Herren einsehbar zu machen. Erwähnt sei aus diesem Themenfeld schliesslich *Hans Mosers* Aufsatz, der ein Kloster als Kommunikations- und Sozialzentrum im frühneuzeitlichen Alltag lebendig werden lässt.

Von den Artikeln zur Bildforschung seien erwähnt derjenige von *Erich Wimmer*, der ein paar harmlose Trachtenbildchen durchsichtig macht auf ihre moralisierenden Volkscharakter-Interpretationen hin, und *Christa Pieskes* Untersuchung der Vorlagen zur May'schen Bilderproduktion, die nicht bei den sog. Galerie-, sondern, wie erwartet, bei den «Konsum»-Malern verschiedener Länder zu suchen sind. Leider geben die Illustrationen keine Beispiele für die Umsetzungsprozesse.

Für wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen, die Wolfgang Brückner besonders am Herzen liegen, scheint mir bedeutsam – weil ein bisher wenig betrachtetes Gebiet betreffend – *Bjarne Stoklunds* Resumé früher dänischer Bauernhausforschung. Nützlich auch *Marianne Rumpfs* Zusammenstellung von Geschichts- und Heimatvereinen. *Heidrun Alzheimer*, deren Dissertation mittlerweile gedruckt vorliegt, verhilft Frauen in der Volkskunde zu etwas mehr Beachtung. Sie können sie brauchen.

Als Varia möchte ich wenigstens noch nennen *Günther Kapffhammers* Aufsatz «Gebietsnamen in Bayern», der der philologiebesessenen Ortsnamenforschung neue Fragen nach dem sozialen, historischen und mentalen Kontext von Namengebungen stellt, und *Eva Stilles* tiefsinniges und anregendes «Protokoll eines Verkleidungsexperiments».

Damit wurde mehr übergangen als explizit erwähnt. Von Sonnenblumen über das Obstmarktlied bis zu bäuerlichem Erbrecht und bayerischen Heilbädern findet sich viel weiteres. Die Rezensentin wünscht ausgedehntes Lesevergnügen.

Christine Burckhardt-Seebass

ARIANE GEHRIG/ALEXANDER SCHWARZ: *Tells Werte*. Einführung in die Lektüre von Nationalhelden. Bern: Peter Lang 1992. 252 S., Abb., Taf. (TAUSCH: Textanalyse in Universität und Schule, 4).

Diese gemeinsame Arbeit von Ariane Gehrig und Alexander Schwarz, beide an der Germanistischen Abteilung der Universität Lausanne tätig, wird sicher nicht der letzte Beitrag zum Schweizer Jubiläumsjahr 1991 bleiben. Das Buch verfolgt zwei Ziele: Es will die rund 400 Versionen von Wilhelm Tell, die 1991 in Form von «Festspielen und Musicals, Comics und Karikaturen, Fotos, Fernseh- und Rundfunksendungen und Filmen, Büchern und Zeitungsartikeln, T-Shirts und Taschenmessern» (S. 7) und so weiter erschienen sind, dokumentieren und ordnen. Des weitern sollen diese Tell-Darstellungen auf ihre Werte hin untersucht werden.

Der Text ist äusserst klar geschrieben und eignet sich für den Gebrauch in den oberen Gymnasialstufen. Es ist anzunehmen, dass «Tells Werte» in der Hauptsache für ein lernendes Publikum intendiert ist und Anstösse vermitteln soll, andere Figuren oder Symbole auf ähnliche Weise zu entschlüsseln. Zumindest verweist der Untertitel auf ein solches Ziel, obwohl genauere Anleitungen hierzu bis auf den letzten Paragraphen fehlen. Sowohl die Fragestellung wie auch das methodische und theoretische Vorgehen werden sehr einfach erläutert. Die Autoren berufen sich u. a. auf Erkenntnisse aus Soziologie, Semiotik, Ethnologie und der sich in ethnologische Richtung bewegenden Landeskunde; diesbezüglich erinnert es an die Erkenntnisziele der interkulturellen Germanistik, obwohl Verweise zu dieser Grundlagenliteratur fehlen. Insbesondere aus Theorien von Jürgen Habermas und Roland Barthes wird eine praktische, interdisziplinäre Anleitung zur Interpretation der Tell-Materialien erarbeitet, mittels eines Verfahrens, das aus sechs Fragen zu Textsorte, Kommunikationsstil und Wertvermittlung besteht.

Die Tell-Bilder werden hier als Kulturprodukte verstanden, und Kultur selbst wird definiert als ein Fundus von Wissen und Werten, den sich Kulturmitglieder, hier also SchweizerInnen, im Lauf ihrer Sozialisation aneignen. Kultur wird so zum Verstehenshintergrund für die einzelnen Kulturprodukte. Nicht voll ausformuliert haben Gehrig und Schwarz hingegen die unterschiedlichen Kulturen, aus welchen sich SchweizerInnen rekrutieren (sei dies regional, politisch, generations- oder geschlechtsabhängig) und die das Verständnis der jeweiligen Tell-Bilder beeinflussen können. Ihre Analyse hat Gültigkeit für die Ebene einer nationalen, vorwiegend medialen Kultur, insbesondere da die Interpretationen vorwiegend auf die Texte selbst beschränkt sind und Gewährspersonen nur in wenigen Fällen auf ihre Interpretation eines Bildes hin befragt wurden. Da gerade Bildmaterial oft unterschiedlich interpretiert werden kann, scheinen einige Wertableitungen weniger überzeugend als andere. Alle aus den Texten abgeleiteten Werte erscheinen in einem alphabetischen Register von «Absurdität» bis «Zufriedenheit» am Schluss des Bandes. Die Werte sollen, gelesen analog einer «dichten Beschreibung» im Stile von Clifford Geertz, die Wandlungen der Schweizer Kultur darstellen.

Die Autoren haben im Interesse der Materialfülle bewusst auf eine vollständigere Literaturdiskussion verzichtet. Die Dokumentation dieses Materials und der Versuch, es in fünf Kategorien zu ordnen, dürfen als erfolgreiche und nützliche Leistung des Bandes hervorgehoben werden. Gerade für Volkskundler, die sich bisweilen mit Zeugnissen aus Popularkultur und Medien immer noch schwer tun, werden die Tell-Belege aus Bereichen wie Musical, Cartoon oder Werbung Anstöße geben, wie volksculturelle Erzeugnisse in neuen Medien und Kommunikationskanälen verarbeitet und umfunktioniert werden. Auf der Basis der «alten Tellen» (d. h. der Tellsage und deren Auswertungen und Darstellungen vornehmlich im 19. Jh.) wird das neue Material mit Bezug auf die darin ausgedrückten Werte in Kategorien wie «Wiederholen» (der alten Werte), «Korrigierendes Hinzufügen» oder «Verweigern» geordnet. Für den Unterrichtenden wäre der Band wohl am nützlichsten und interessantesten, wenn die Belege ohne Interpretation ebenfalls erhältlich wären, um gemeinsam mit Studierenden das vorgelegte Modell selbst zu erproben.

Regina Bendix

WALTER PUCHNER: Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas. 2 Bände. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1991. 397 S., 3 Fig. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse; Denkschriften, 216).

Wie wenige biblische Gestalten haben Lazarus und Judas gleichsam als antithetische Figuren der Heilsgeschichte – der eine der Freund, der andere der Verräter Christi, der zum Leben Wiedererweckte und der Selbstmörder aus Verzweiflung – die Vorstellungswelt der westlichen wie der östlichen Kirche in Exegese, Theologie, kirchlichem Kult und insbesondere in der Volksfrömmigkeit bereichert. Während die kirchliche Tradition die Fundamente der kanonischen und apokryphen Evangelienberichte nach dem Regelsystem der drei- bzw. vierfachen Schriftauslegung so ausbaute, dass die kirchliche Dogmatik weitgehend gewahrt blieb, verband volksfrommes Denken darüber hinaus die beiden Gestalten mit freien Assoziationen und fügte sie so in seine unmittelbare Lebenswelt ein, dass auch überkommene pagane Riten und Vorstellungen einfließen konnten.

Der Verfasser, Professor für Theatergeschichte an der Universität Athen und Gastdozent für Volkskunde in Wien und Graz, verfolgt in seiner Studie ein zweifaches Ziel: Einerseits geht er den beiden biblischen Gestalten nach, wie sie sich im orthodoxen Balkan (Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Zypern, Serbien, Jugoslawisch-Makedonien, sog. europäische Türkei sowie Zonen in Kleinasien) in kirchlichem Kult und in der Volksfrömmigkeit ausgebildet haben, andererseits dient ihm das gesammelte Material, um die Herausbildung und den Werdegang des geistlichen Schauspiels studieren zu können. Mit dem von ihm selbst terminierten Begriff «liturgische Szene» (als kleinster Einheit des geistlichen Schauspiels) hält er dabei die Grenzen des religiösen Dramas in seinen Ursprüngen offen und kann so für dessen vielfältige Entwicklung alle liturgischen Ausdrucksmedien (von der ekklesialen Ikonographie über Hymnus und Predigt bis zu rituellen Symbolhandlungen) heranziehen. Zwar hat die Theaterfeindlichkeit der Ostkirche in der älteren Zeit – mit Ausnahme des byzantinischen Katabasis-Ritus (Christus klopft an die Hadespforte und befreit die Vorväter aus der Unterwelt) – keine geistlichen Schauspiele zugelassen, aber die liturgischen Ausdrucksmedien und volksfrommes Brauchtum als Urzellen dramatischen Spiels konnten sich in dem von der türkischen Herrschaft unterdrückten Gebiet und damit weit entfernt von Einflüssen der Gegenreformation und Aufklärung bis in unsere Zeit halten.

Puchners Studie ist so reich an vorgeführtem Material, dass hier nur wenig angetönt werden kann. Sowohl die Lazarus- wie die Judas-Studie (S. 17–59 bzw. 61–113) sind gleich gegliedert. Zunächst wird das kanonische und apokryphe Fundament vorgestellt, auf dem dann Predigt und Hymnos, ekklesiale Ikonographie wie auch kirchlicher Ritus und liturgische Szene aufbauen. Danach folgt jeweils eine ausführliche Darstellung, wie Volkslied, Volksbrauch, Sprichwort und Volksrede die beiden Gestalten rezipiert haben. Kürzere Hinweise zum Nachleben in Dichtung und Literatur schliessen den Reigen.

Die Auferweckung des Lazarus, in der byzantinischen Liturgie am Samstag vor dem Palmsonntag gefeiert, ist Präfiguration des nahenden Ostergeschehens, zugleich Symbol der Auferstehungshoffnung am Jüngsten Tag. Einzig im zypriotischen Larnaka hat sich aus dem Lokalkult des Hl. Lazaros (er soll hier als Bischof sein zweites Leben verbracht haben) innerhalb des kirchlichen Ritus eine noch um 1900 bezugte Lazarus-Prozession ausgebildet. Nach der lateinisch-westlichen Legendentradition freilich war der *redivivus amicus Christi* Bischof von Marseille. Die Unvereinbarkeit der beiden Kultlegenden, wohl von vielen Palästina-Pilgern wahrgenommen, wurde wenigstens teilweise durch die Annahme von zwei Lazarussen umgangen. Zypriotische religiöse Volkslieder besingen narrativ Tod, Wiedererweckung und zweites Leben des Heiligen, wobei vor allem das volkstümliche Interesse seinen Erlebnissen im Hades gilt. Hier wäre auf die enge Verbindung mit den mittelalterlichen Höllenvisionen hinzuweisen. Im Zusammenhang mit Vegetationskulten spielt Lazarus in panegyrischen Glückwunschlern, Heische- und Frühlingliedern eine Rolle, die nur mehr sehr entfernt mit dem kirchlichen Heilsgeschehen verbunden bleibt. Wie stark pagane Vorstellungsmuster und Formen in den volkstümlichen Lazaruskult des orthodoxen Balkanraumes mittels freier Assoziationen eindringen konnten, zeigen die eindrucklichen Beispiele aus Volksbrauch, Sprichwort und Volksrede.

Über die Negativfigur des Judas liegen aus jüngerer Zeit zwei gewichtige Deutungen vor: Friedrich Ohly setzt den an der Sünde des Verrats Verzweifelten in typologischen Kontrast zu der mittelalterlichen Legendenfiktion des Gregorius (Der Verfluchte und der Erwählte. Vom Leben mit der Schuld, Opladen 1976); Peter Dinzelsbacher geht der Traditionsdynamik der Judasfigur vom Neuen Testament bis in die Gegenwart in den verschiedenen Ausdrucksmedien der Liturgie und der Volksfrömmigkeit nach (Judastraditionen, Wien 1977). Puchner ergänzt die Forschungen sinnvoll mit seinen Beobachtungen aus dem orthodoxen Bereich Südosteuropas. «Das Verrats-Mysterium und seine geistige und emotionelle Verarbeitung führen schon in der christlichen Frühzeit zu apokryphen ‚Wucherungen‘, die sich dem kontrollierenden und systematisierenden Zugriff der Dogmatik entziehen, in die mündliche Tradition eingegangen sind und im Früh- und Hochmittelalter für weitere Legendenbildungen die Grundlagen schufen» (S. 111). Erste Ansätze zu einer Verteufelung des Unseligen sind bereits in griechischer Predigt und im Hymnos gegeben, wenn auch noch mehr Trauer und Unausweichlichkeit über das Schicksal des Verräters mitschwingen. In der orthodoxen Volksfrömmigkeit wird dann Judas zum Opfer eines massenhysterischen Kesseltreibens. «In Osterbräuchen jagt man, stürzt man den Unglücklichen vom Kirchturm, ertränkt oder verbrennt ihn *in effigie*, erschießt, verurteilt ihn spielhaft, beschimpft und verflucht ihn . . . Das Böse in Judas ist zum Bösen schlechthin geworden» (S. 112).

Ein besonderer Wert der Studie liegt in dem separat vorliegenden Anmerkungsapparat, der in insgesamt 1751 Nummern nicht nur die umfangreichen Nachweise bietet, sondern auch einzelne Exkurse und weiterführende Reflexionen enthält, so dass der dadurch entlastete, konzis formulierte Haupttext zu einem Lesevergnügen wird. Welche Fülle an primärer und insbesondere sekundärer Literatur der Verfasser zu bewältigen hatte, belegt auf den ersten Blick die Bibliographie (S. 334–397): Neben 230 volkskundlichen Sammelhandschriften des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde an der Athener Akademie und an den volkskundlichen Seminaren der Universitäten von Athen und Ioannina sind darin über 1760 einschlägige Druckschriften zusammengestellt. Ein nach Personen und Autoren, Werk und Titeln, Orten sowie Sachen gegliedertes Register (S. 299–334) erleichtert den Zugriff. Die souveräne Kenntnis komplexer Stoffe im östlichen wie westlichen Abendland, die methodisch äusserst klare Aufarbeitung und Darstellung solcher nur mehr schwer überblickbarer Informationen, die zum genetischen Verständnis angeboten und nie überzogenen Erklärungsmodelle zwingen den aufmerksamen Leser zur Bewunderung. Volkskunde, Mediävistik und insbesondere die zukünftige Forschung zum geistlichen Schauspiel des Mittelalters werden jedenfalls dankbar auf diese Studien zurückgreifen können.

Peter Ochsenbein

PETER J. BRENNER: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte.* Tübingen: Max Niemeyer 1990. VIII, 741 S. (Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft, 2).

Es ist gewiss unmöglich, ein so gewichtiges germanistisches Werk an dieser Stelle hinreichend zu würdigen, aber es soll doch – zusammen mit verwandten Titeln – wenigstens angezeigt sein. Mobilität spielt auch für Beförderung und Austausch von volkskundlichen Informationen, von Alltags-Beobachtungen ebenso wie von Erzählstoffen, nicht zuletzt von Volksliedern und Sagen, eine ganz bedeutende Rolle, und die Reisenden haben oftmals fremde Folklore in ihr eigenes Land gekarrt (vgl. R. Schenda: *Völlig naive Empfindung?* In: *Fabula* 32 [1991 = FS E. Moser-Rath], 187–203; zur Einschätzung der Fremden durch die Italienfahrer vgl. Dieter Richter: *Das Bild der Neapolitaner in der Reiseliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.* In: Hans-Wolf Jäger [Hg.]: *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung.* Heidelberg: C. Winter 1992, 118–130; zu nennen sind hier auch die reich illustrierten Bücher von Attilio Brilli: *Reisen in Italien. Die Kulturgeschichte der klassischen Italienreise vom 16. bis 17. Jahrhundert.* Köln: Du Mont 1989 und von D. Richter: *Viaggiatori stranieri nel Sud. L'immagine della costa di Amalfi nella cultura europea tra mito e realtà.* Amalfi 1985). Reiseberichte sind, das wird bei Peter J. Brenner deutlich (Begriffsregister: S. 731–741, zweispaltig), bei weitem nicht ausreichend für die Geschichte der Lebensweisen und der Folklore ausgeschöpft (das zeigt z.B. auch der neue Sammelband von H. Bausinger/K. Beyrer/G. Korff [Hg.]: *Reisekultur: Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus.* München: C. H. Beck 1991).

So wird die Arbeit Peter Brenners zunächst einmal zu einer bedeutenden Fundgrube für den Stand der Forschung zur Reisekultur allgemein und zu deutschen Europa- und Übersee-Reiseberichten seit der frühen Neuzeit. Die Grossen der Literatur (Namenregister: S. 715–730; meistzitierte Touristen: Börne, Chamisso, Dauthendey, Eichendorff, Enzensberger, Forster, Goethe, Hegel, Heine, Herder, Holitscher, Kisch, Koeppen, Nicolai, Pückler-Muskau, Seume) mit ihren Bildungs-, Lust- und Forschungsreisen haben bei den Germanisten verständlicherweise am meisten Aufmerksamkeit beansprucht; viele andere Auch-dort-Gewesene fehlen, so etwa J. F. Benzenberg, F. H. von der Hagen, Leopold Mozart, P. J. Rehfuess, J. F. Reichardt, F. Spielhagen, L. Uhland (R. Schenda: *Die drei Schlösser im Bette* ersonnen. In: H. Bausinger [Hg.]: *Ludwig Uhland.* Tübingen 1988, 63–86). Forschungslücken dieser Art sind zumeist dem germanistischen «Literatur»-Kanon zuzuschreiben, auf keinen Fall dem Autor dieser gewaltigen kritischen Synthese einer ungewöhnlich breiten Masse von reisebezogener Sachliteratur.

Es ist an uns, hier nachzuschlagen, zuzugreifen und weiterzuforschen und den modernen Massentourismus mit seinen spezifischen Fremd-Erwartungen und -Wahrnehmungen und die dadurch produzierte Literatur in die Diskussion einzubeziehen (vgl. jetzt Ueli Gyr: *Unterwegs in organisierten Gruppen: Zum Reiseverhalten von Massentouristen.* In: Gerhard Baer/Susanne Hammacher [Hg.]: *Menschen in Bewegung.* Basel 1990, 63–68; ders.: *Tourismuskultur – Kulturtourismus: 2. Tagung der Kommission Tourismusforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 1991.* In: *SAVk* 88 [1992], 92–96).

Rudolf Schenda

WOLFGANG MIEDER (Ed. in chief); STEWART A. KINGSBURY/KELSIE B. HARDER (Eds.): *A Dictionary of American Proverbs.* New York, Oxford: Oxford University Press 1992. 719 S.

Das vorliegende Werk stellt die erste grosse Sammlung der amerikanischen und kanadischen Sprichwörter dar, die den Sprichwortgebrauch der letzten Jahrzehnte widerspiegelt. Es geht also nicht um schriftliche, sondern um mündliche Quellen. Das Material wurde im Rahmen der American Dialect Society auf Initiative von Margret M. Bryant von etwa 40 Wissenschaftlern zwischen 1940 und 1970 gesammelt. M. M. Bryant ist unter den Folkloreforschern wenig bekannt, weil sie nur wenig veröffentlicht hat. In ihrer Funktion als *Chairperson of the Committee on Proverbial Sayings of the American Dialect Society 1945–1985* investierte sie ihre ganze Geschicklichkeit und Energie in ein Projekt, dessen Ergebnisse nicht sie, sondern eine jüngere Forschergeneration der Öffentlichkeit bekannt machte. Mieder, Kingsbury und Harder würdigen ihre Meriten entsprechend und widmen ihr diese Arbeit zum 91. Geburtstag.

Im Gegensatz zu M. M. Bryant ist W. Mieder ohne Zweifel der bedeutendste und bekannteste Sprichwortforscher von heute. In der Bibliographie des vorliegenden Bandes erscheint sein Name als Autor nicht weniger als 37mal, was zeigt, dass er mehr als der Vater der Parömiologie, Archer Taylor, publizierte. Mieder, Kingsbury und Harder bringen die Hoffnung zum Ausdruck, dass ihr Werk ein «invaluable reference book for serious paremiologists... and paremiographers» werden und dass es

Historikern, Folkloristen, Sprachwissenschaftlern, Anthropologen, Soziologen, Psychologen u. a. dienen möge. Ein Ziel, das gewiss erreicht wird.

Von dem reichhaltigen Sprichwortmaterial (150000 Texte), das den Verfassern zur Verfügung stand, wählten sie etwa 15000, darunter ältere (englische) und viele neue (amerikanische) Texte aus. Ausgeschlossen wurden die «proverbial expressions, proverbial comparisons, superstitions, wellisms, and idioms» (S. XII). Eine Auswahl nach inhaltlichen Kriterien wurde nicht getroffen, d. h. selbst die «ill-conceived proverbs that are clearly misogynistic or that are ethnically and racially derogatory» wurden berücksichtigt, damit das Werk einen objektiven Charakter hat. Gleichzeitig wird der Leser gewarnt, dass die Sprichwortweisheit «misguided and misused» (S. XII) wurde und weiterhin werden kann.

Das Sprichwortmaterial wurde nach dem Schlüsselwortprinzip eingeordnet. Einige der Schlüsselwörter werden durch einen einzigen Text (z. B. *luxurious, management, mankind* usw.), andere durch eine grosse Anzahl von Texten (z. B. *man* – 243, *women* – 107, *life* – 91, *wise* – 52) vertreten. Innerhalb eines Schlüsselwortes werden die Sprichwörter durch arabische Ziffern, ihre Varianten durch kleine Buchstaben gekennzeichnet. Nehmen wir das Schlüsselwort *apple*, das durch 24 Sprichwörter in unterschiedlicher Variantenzahl vertreten ist: 1. *Adam ate the apple, and our teeth still ache* kommt in einer einzigen Variante aus Wisconsin vor; 2. *An apple a day keeps the doctor away* erscheint in zehn Varianten, wie folgt: (a) *A green apple a day buys the doctor's coupe*; (b) *An apple a day keeps the doctor away, an onion a day keeps everyone away*; (c) *An apple a day keeps the doctor away, but ladies, if the doctor is out, stay away from the fruit*; (d) *An apple a day keeps the doctor away, more apples than one keeps him on the run*; usw. Dieses Sprichwort gilt als allgemein in den USA und in Kanada bekannt und wurde zuerst 1630, dann 1913 belegt. Wenn die Quellen Erklärungen beinhalten, werden diese wiedergegeben, und wenn die Texte erklärungsbedürftig sind, werden sie von den Verfassern erklärt. Angegeben werden, wie gesehen, die Verbreitung jedes Sprichworts sowie die Quellen der ersten schriftlichen Belege.

Das Werk von Mieder, Kingsbury und Harder zeigt, wie schwer es ist, eine solche Arbeit zustande zu bringen. Es zeigt aber gleichzeitig, dass das Sprichwort in den letzten Jahrzehnten immer mehr in den Vordergrund des Forschungsinteresses gerückt ist: Im anglo-amerikanischen Bereich erschienen in den letzten fünfzehn Jahren nicht weniger als vier Standardwerke dieser Art, in Deutschland liegt schon seit 1973 das Werk von Lutz Röhrich vor, in anderen Ländern (z. B. Rumänien) befinden sich Sprichwörterlexika im Manuskript und warten auf eine Möglichkeit, publiziert zu werden.

Alle noch nicht veröffentlichten Sprichworttypologien und -korpora können von der von Mieder, Kingsbury und Harder gesammelten Erfahrung viel lernen. Ion Taloş

EDGAR HARVOLK: Eichenzweig und Hakenkreuz. Die Deutsche Akademie in München (1924–1962) und ihre volkskundliche Sektion. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1990. 148 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 11).

Der vorliegende Band reiht sich in die Auseinandersetzungen unseres Faches mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit ein, die sich in der zweiten Hälfte der 80er Jahre qualitativ und quantitativ zu einer stattlichen Bibliothek verdichteten. Wenn diese Formulierung auch überzogen klingen mag, so soll damit zumindest angedeutet sein, dass die Volkskunde wie kaum eine andere Disziplin ihre dunklen Flecken aufgedeckt hat, wobei in naher Zukunft noch einiges in Druck erscheinen wird, das in den letzten Jahren aufgearbeitet wurde.

Bereits im Titel «Eichenzweig und Hakenkreuz» lässt der Autor anklingen, worum es ihm geht: Das Symbol der Akademie – der Eichenzweig – steht in einer Reihe mit dem Hakenkreuz, aber es steht auch davor: Die Akademie (gegründet 1924) vertrat ein Programm, das sich 1933 nahezu bruchlos in die Vorstellungen und Ziele der Nationalsozialisten einfügte. Dabei war, wie Harvolk herausstreicht, die Volkskunde ursprünglich nicht in die Tätigkeit der Akademie eingeplant. Erst einer Initiative John Meiers 1925 war es zu danken, dass das Fach als Sektion IIc aufgenommen wurde und damit einmal mehr in unmittelbarer Nachbarschaft zur «Deutschen Sprache und Literatur» stand.

Wie später die umfassenden Pläne der volkskundlichen Abteilungen im «Ahnenerbe» und im «Amt Rosenberg», konnte auch das 1925 erstellte Programm der Sektion IIc nicht annähernd realisiert werden. Entsprechend der programmierten Nähe zur Philologie war die Arbeit primär auf mündliche und schriftliche Überlieferung ausgerichtet: Geographie der deutschen Volkssage, Verzeichnis der süddeutschen und österreichischen Volksschauspiele und Zusammenstellung und Bearbeitung der volkskundlichen Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Nun war gerade John Meier ein Gelehrter, der ähnlich wie Geramb und Spamer nicht a priori als NS-Volkskundler einzustufen ist. Und doch: Gerade diese Gelehrten zeigen, wie ähnlich bestimmte Programme der bürgerlichen Volkskunde vor 1933 bzw. 1938 denen der Nazis waren und wie leicht sie adaptiert werden konnten. Dass es Harvolk gelingt, gerade diese Problematik erneut deutlich zu machen, lässt sein Buch über den wissenschaftsgeschichtlichen Erkenntniszuwachs hinaus wichtig erscheinen.

Harvolk bietet aber nicht nur einen Einblick in die Geschichte der Deutschen Akademie («Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums») und in die Struktur ihrer volkskundlichen Sektion, sondern er rundet das Bild mit einer Aufarbeitung der gescheiterten Projekte und verschiedener mehr oder weniger erfolgreichen Aktivitäten der Akademie ab, wozu Ansätze zur Realienforschung ebenso gehörten wie Volksliedsammlungen und -pflege.

In einer «Kritische(n) Würdigung» setzt sich der Autor mit der Frage auseinander, wie weit die «volkskundlichen Projekte den . . . Zielen der DA dienlich waren» (S. 81), und er kommt zum Schluss, dass Utz Jeggles Aussage von der «wissenschaftlichen Impotenz der Volkskunde in der NS-Zeit» auch für die unser Fach betreffende Arbeit der Akademie gilt (auch schon vor 1933), wobei Harvolk hier die einzelnen Aktivitäten etwas zu wenig differenziert bewertet. Gerne hätte man z. B. mehr über die Schriftenreihe der DA erfahren, vor allem darüber, nach welchen Kriterien die Auswahl getroffen wurde. Finden sich in dieser Reihe doch Arbeiten, die lange nach 1945 noch als Klassiker galten und Neuauflagen erfahren haben, wie etwa Bruno Schiers «Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa» (1932 als Band 8 der DA-Schriften erschienen). In Summe wird man Harvolks Einschätzung der Arbeit der volkskundlichen Sektion jedoch durchaus teilen müssen; um so mehr, wenn man sich, wie der Rezensent dies tat, selbst viele Jahre mit diesem Thema beschäftigt hat und der «Impotenz» der offiziellen NS-Volkskunde auf Schritt und Tritt begegnet.

Ein Umstand hebt Harvolks ausgezeichnete Darstellung noch über ähnliche Studien hinaus: Ein umfangreicher Anhang beinhaltet die Abschrift einer Reihe für die Aufarbeitung dieser Thematik wichtiger Dokumente. Harvolk ermöglicht dadurch nicht nur über weite Strecken ein Nachvollziehen seiner Schlussfolgerungen, sondern darüber hinaus bietet er anderen die Gelegenheit, mit diesen Dokumenten zu arbeiten, ohne den oft komplizierten Weg zur Originalquelle gehen zu müssen!

«Eichenzweig und Hakenkreuz» ist als gut aufgearbeitete Analyse der Geschichte eines Ausschnittes der institutionalisierten NS-Volkskunde zu verstehen, quasi auch als Fortsetzung des ebenfalls in dieser Reihe erschienenen Tagungsbandes «Volkskunde und Nationalsozialismus». Eingangs wurde erwähnt, dass die Volkskunde wie kaum ein zweites Fach Vergangenheitsbewältigung betrieben hat. Sicher, es ist Zeit, dass wir uns wieder verstärkt anderen Themen zuwenden, jedoch besteht kein Anlass, die Hände in den Schoß zu legen und zu sagen: «Wir haben unser Plansoll erfüllt». Apropos – die nächste Vergangenheit wartet bereits darauf, bewältigt zu werden. *Helmut Eberhart*

UTE BECHDOLF: Wunsch-Bilder? Frauen im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1992. 143 S., Abb. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 8)

Die Unterhaltungsfilm, die während der dreissiger und vierziger Jahre in Deutschland entstanden, gehören noch heute zu den Publikumsschlagern, auf die bundesdeutsche Fernsehkanäle gern und oft zurückgreifen. Lässt die anhaltende Beliebtheit dieser Erzeugnisse der Massenkultur aus böser Zeit Rückschlüsse auf eine Kinogängergeneration zu, die nie imstande sein wird, sich ganz von der Rattenfängerideologie, die ihre Jugend- und frühen Erwachsenenjahre geprägt hat, freizumachen? Im Zentrum der Arbeit von Ute Bechdorf über «Wunsch-Bilder» steht eine weniger provokante Frage, nämlich die nach dem ideologischen Gehalt vordergründig unpolitischer Unterhaltungsfilme.

Beide von der Autorin für ihre exemplarische Analyse gewählten Filme, «Die göttliche Jette» und «Capriolen», sind im Jahr 1937 entstanden, also in einer Zeit, in der sich das NS-Regime fest etabliert hatte, in der sich aber die schrecklichen Folgen einer konsequenten Fortsetzung der Herrenrassenpolitik für den Normalbürger noch nicht abzeichneten. Im Zentrum beider Filmkomödien steht die «interessante Frau», die schön, intelligent und talentiert ist. Die «göttliche Jette» schafft mit viel Durchsetzungsvermögen den Aufstieg von der Schmierenskomödiantin zur ernstesten, aber populären Schauspielerin, in «Capriolen» geraten die Geschlechterrollen durcheinander, als eine berühmte Pilotin und ein sensibler Journalist in der Ehe versuchen, ihre überaus unterschiedlichen Interessen unter einen Hut zu bringen. Beide Heldinnen liefern dem weiblichen Publikum reichlich Möglichkei-

ten der Gratifikation, bieten weibliche Identifikationsmuster an, thematisieren weibliche Hoffnungen und Ängste. Der utopischen Sprengkraft dieser Frauenrolle wird von der Autorin sogar ein «subversives Potential» zugewiesen angesichts des nationalsozialistischen Frauenbildes, das, so ihre Formulierung, «zutiefst im patriarchalischen System» verwurzelt ist.

In einer ausführlichen Inhaltsanalyse, die auch den Einsatz der spezifisch filmischen Darstellungsmöglichkeiten berücksichtigt, wird gezeigt, wie sich Elemente dieser Ideologie in die Darstellung der beiden Heldinnen einschleichen. Mit leichter und sicherer Hand hat die Verfasserin ihre Filmanalyse in den historischen Kontext gestellt, sie schildert die enorme Bedeutung des Mediums Film für die nationalsozialistische Propaganda, bei gebührender Unterscheidung von Unterhaltungs- und Agitationszielen. Eine Übersicht über die bisherigen Auseinandersetzungen mit dieser nationalsozialistischen Variante der Massenkultur rundet die Arbeit (eine für die Publikation überarbeitete Magisterarbeit im Fach Empirische Kulturwissenschaft) ab. Die Autorin hat auch nicht vergessen, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass bei der Frage nach der ideologisierenden Wirkung von Massenmedien ein wichtiger Aspekt fehlt: das Publikum. *Marie-Elisabeth Rehn*

RICHARD BAUMAN (Ed.): *Folklore, Cultural Performances, and Popular Entertainments. A Communications-Centered Handbook*. Oxford: Oxford University Press 1992. XXI, 313 S., 12 Abb., Index.

Mehr noch als Lehrbücher lassen Nachschlagewerke Rückschlüsse auf den Stand eines Fachbereiches zu, und diesbezüglich ist dieser von Richard Bauman (dem Nachfolger Richard Dorsons an der Indiana University) herausgegebene Band sowohl aufschlussreich wie lehrreich. Dass Maria Leachs «Standard Dictionary of Folklore and Mythology» (1949–1950) längst überholt war, hatte auch Richard Dorson erkannt, und das von ihm begonnene und zwei Jahre nach seinem Tod erschienene «Handbook of American Folklore» (1983) war ein Versuch, dieses Manko vor allem thematisch zu erschliessen. Der vorliegende Band ist weiterreichend, international ausgerichtet und verspricht auch das Konzept betreffend, von längerer Gültigkeit zu sein.

Mit einer Ausnahme erschienen die 37 hier zusammengefassten Artikel bereits in der ebenfalls erst kürzlich erschienenen «International Encyclopedia of Communications». Zweck der vorliegenden Sammlung ist es, die für den Fachbereich Folkloristik relevanten Essays zusammenzubringen und damit zugleich eine Widerspiegelung derjenigen Forschungsrichtung zu bieten, die für die Zukunft am vielversprechendsten scheint. Diesbezüglich sind *Baumans* Einleitung sowie seine eigenen Beiträge zu den Stichwörtern «Folklore», «Performance» und «Genre» besonders relevant. Insbesondere *Baumans* prägnante Darstellung des Faches und Begriffs «Folklore», zusammengesetzt aus den drei Komponenten von (wie auch immer konstruierter) Traditionalität, sozialer Basis und Ästhetik, entbehrt der Dogmatik früherer Definitionsversuche und erlaubt eine Charakterisierung, die das Zusammenspiel von Disziplin und Materie beinhaltet: «Während die Formen von expressiver Kultur und die Disziplin, die sie studiert, sich ständig verwandeln, bleiben die symbolischen Konstruktionen von Folklore trotzdem eine wichtige soziale Kraft, angetrieben durch die dynamischen Prozesse von Traditionalisierung, Ideologie, sozialem Gedankengut und der Kunst des Alltäglichen» (S. 40). Die im Titel bereits angedeutete Breite von Phänomenen und Diskursebenen sowie der Schwerpunkt Kommunikation deuten auf die enorme Erweiterung des Fachbereichs Folkloristik hin, die Bauman als Positiva, wenn nicht gar Rettungsanker für eine sich seit der Nachkriegszeit überspezialisierte Forschungsrichtung darstellt: «Der breit angelegte Titel soll anzeigen, dass es kein einzelnes Etikett oder eine einzelne disziplinäre Rubrik gibt, die das, was dieses Buch beinhaltet sowie diejenigen, denen es dienen soll, angemessen bezeichnen. Hierin liegt bereits der Grund für dieses Buch: es soll ein viel diskutiertes Forschungsfeld umreißen und einige der grundlegenden Termini und Perspektiven zusammenbringen» (S. XII).

Der interdisziplinäre und internationale Ansatz, durch den dieses Forschungsfeld erschlossen werden soll, geht aus quasi jedem Beitrag hervor, und es gelingt den Autoren – unter denen viele der bekannteren Kulturwissenschaftler aus dem angelsächsischen Raum auftauchen –, trotz dem einfachen Stil, den ein Handbuch verlangt, Zugänge zu den verschiedensten heute gebräuchlichen Ansätzen zu vermitteln. So vereint z. B. *Judith Goodes* Artikel zum Essen strukturalistische, symbolische und kommunikationstheoretische Ansätze und behandelt auch Fragen ethnischer Identität und deren Manipulation.

Der Band ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden Grundbegriffe und analytische Perspektiven erläutert: Kultur, mündliche Kultur, face-to-face Interaktion, Folklore, Performanz, Unterhaltung, Gattung, Spiel, Humor, Ethnographie des Sprechens, Ethnopoetik, Ethnomuskolo-

gie und mündliche Geschichte. Kommunikative Medien und expressive Gattungen finden sich im zweiten Teil: Märchen, mündliche Poesie, Sprichwort, Rätsel, Sprache und Spiel, Beleidigung, Klatsch, Redekunst, Lied, Volks- und traditionelle Musik, musikalische Performanz, Gestik, Mimik, Tanz, Artefakt, Kleidung, Maske und Essen. Der dritte Teil umreißt die komplexesten Kommunikationsformen, hier bezeichnet als kulturelle Performanz und populäre Unterhaltung: Ritual, Fest, dramatische Performanz, Puppenspiel, Spektakel und Tourismus. Jeder Essay schließt mit einer kurzen Bibliographie, und diverse Illustrationen vor allem im dritten Teil gestalten dieses sehr empfehlenswerte Handbuch noch attraktiver.

Regina Bendix

ARNOLD BÜCHLI: Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. Hg. von Ursula Brunold-Bigler. Disentis: Desertina Verlag.

Bd. 3. Die Täter am Hinterrhein, Albulatal, Oberhalbstein, Münstertal, Engadin, Italienisch-Bünden. 1990. 984 S., Abb.

Bd. 4. Register und Nachwort zur Gesamtausgabe von Ursula Brunold-Bigler. 1992. 121 S.

Nun liegt Arnold Büchlis «Mythologische Landeskunde von Graubünden» in vier sorgfältig gestalteten Bänden vor. Sie enthalten über 7000 deutsche, rätoromanische und italienische Texte von 1000 Erzählerinnen und Erzählern. Ein Registerband ergänzt das Gesamtwerk. Grund zum Aufatmen für alle, die mit den Sagen Büchlis arbeiten, und für Ursula Brunold-Bigler, die Herausgeberin der wohl umfangreichsten Sagensammlung des ganzen Alpenraums.

Nach dem Hinschied Arnold Büchlis (1885–1970) wagte kaum jemand an den Abschluss seines Lebenswerkes zu glauben. In den achtziger Jahren entschlossen sich aber Ursula Brunold und der Desertina Verlag zu einer Neuedition der «Mythologischen Landeskunde». 1989 erschienen die ersten beiden Bände mit den Sagen aus den Fünf Dörfern, der Herrschaft, des Prättigaus, der Landschaft Davos, des Schanfigs und der Stadt Chur beziehungsweise aus den Tälern am Vorderrhein. Im Jahr darauf folgte der dritte Band mit den bis dahin unveröffentlichten Erzählungen aus den Dörfern am Hinterrhein, aus dem Albulatal, dem Engadin und aus Italienisch-Bünden. Abgeschlossen wurde das annähernd 3000 Seiten zählende Gesamtwerk 1992 mit einem über 200 Seiten zählenden Registerband.

Arnold Büchli hat in Ursula Brunold eine zuverlässige und zielstrebige Sachwalterin seines Nachlasses gefunden. Sie überprüfte und ergänzte nicht nur den Inhalt der 1958 und 1966 erschienenen ersten beiden Bände, sondern gestaltete auch den dritten Band und setzt sich im Nachwort des Registerbandes einlässlich mit dem Sammler des einmaligen Werkes auseinander. Leserinnen und Leser begegnen einem unermüdlichen Erzählforscher. Der aus dem Aargau stammende Lehrer begann mit seinen Erhebungen im Kanton Graubünden schon in den dreissiger Jahren und führte sie nach seinem Wohnortwechsel im Jahre 1942 hauptberuflich weiter. Mit den Jahren identifizierte er sich stark mit der Bevölkerung des weitläufigen Untersuchungsgebietes. Er kannte die schwere Arbeit der kleinbäuerlichen Familien und die Not vieler Gewährsleute. Diese Anteilnahme erleichterte ihm den Zugang. Stunden des Sammlerglücks machten ihn zum Schatzgräber, Gleichgültigkeit und Ablehnung ertrug er hingegen schwer. Das geht aus der umfangreichen, von Ursula Brunold aufgearbeiteten Korrespondenz Büchlis deutlich hervor. Er begriff nicht, dass es den Erzählern und Erzählerinnen nicht immer ums Geschichtenerzählen war, und litt unter dem Spott der ihn nicht ernstnehmenden Erwachsenen und Kinder.

Die Herausgeberin befasst sich auch mit den Zielsetzungen und der Arbeitsweise Büchlis und zeichnet ihn als Forscher im Schnittpunkt zweier historisch decodierbarer Wissenschaftsauffassungen: der romantischen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts und des seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts fassbaren erzählbiologischen Interpretationsansatzes. Die Leser werden zur Vorsicht ermahnt. Büchli ging in der klaren Absicht ans Werk, den Erzählstoff im Sinne seiner Vorbilder aus dem letzten Jahrhundert auf älteste Zeiten zurückzuführen. Der neueren Zeit angepasste Formulierungen galten ihm wenig. Von einer lautgetreuen Übertragung alter Sprachformen versprach er sich vor allem sprachliche Authentizität. Studien an Ort und Stelle und eine Nachbearbeitung der notierten Texte waren unter diesen Umständen unvermeidlich. Was den Vorstellungen des Forschers nicht entsprach, fand am Schreibtisch keine Gnade und fiel durch. So fehlen beispielsweise scherzhafte, derbe und makabre Geschichten, die von der breiten Anlage des Werkes her durchaus Platz hätten. Büchli ging in der Selbstzensur so weit, dass er seine eigenen, in der Feldforschung gesammelten Erfahrungen über die Weitergabe von Erzählstoffen beiseite schob.

Vergeblich sucht man nach Anmerkungen über die Wechselbeziehungen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Der Sammler übersieht und verschweigt den Einfluss der Kanzel, der Schulbücher und Kalender. Für ihn ist das zu erhebende Erzählgut alt. Es wächst seit uralt-mythischer Zeit aus einem sich selbst versorgenden Volk. Andere Betrachtungsweisen lehnt er ab. Die Erzählerinnen und Erzähler würdigt er gleichzeitig in Wort und Bild als kreative Individuen. Er verzichtet auf verschönerndes Beiwerk und erweist sich in dieser Hinsicht als eigenständiger Sammler. Wo er auf Unverständnis oder Ablehnung stösst, sieht er den Niedergang des volkstümlichen Erzählens bestätigt.

Wenn diese Fragestellungen aus unserer Zeit heraus kritisch untersucht werden, so mindert das weder die grossen Verdienste des unermüdeten Forschers noch den Wert seiner einmaligen Sammlung von Volkserzählungen. Im Gegenteil. Die Anmerkungen der Herausgeberin im Registerband zur Tradierung und die Einbettung des gesammelten Erzählgutes lassen den Leser das Werk aus einer neuen Perspektive erfahren. Sie zeigen einmal mehr, dass solche Erhebungen im zeitlichen Umfeld des Forschers zu würdigen sind. Dann liest man nicht nur Geschichten, sondern erfährt auch, unter welchen Umständen sie dem Sammler mitgeteilt wurden. Wer sich in die Stoffe vertieft und das Erzählgut mit den im letzten Jahrhundert zusammengetragenen Texten vergleicht, wird sich unweigerlich auf die Seite Büchlis schlagen. Man darf sich fragen, ob es überhaupt je zum vorliegenden Erzählschatz gekommen wäre, wenn der Sammler bei seinen vor fünfzig Jahren gemachten Hausbesuchen einen ganzheitlicheren Fragebogen benutzt hätte.

Büchlis Zusammenfassung der Erzählungen eines Dorfes samt den Angaben über die Gewährsleute und die näheren Umstände der mit ihnen geführten Gespräche wurde von Ursula Brunold auch für den dritten Band übernommen. Das darin verwertete Befragungsmaterial lag seit dem Tode Büchlis wohlverwahrt im Staatsarchiv Graubünden. Es handelt sich dabei um die Texte aus den Tälern am Hinterrhein, aus dem Albulatal, dem Oberhalbstein und dem Münstertal sowie aus dem Engadin und aus Italienisch-Bünden, das der Sammler grossenteils in den vierziger Jahren zusammengetragen hat. Auch der dritte Band zeigt, dass die Erzählstoffe der einzelnen Landesteile ihre eigene Prägung aufweisen. Es sind bestimmte Motive, welche die Gewährsleute einer Region besonders beschäftigen. Thematisch reichen sie von den Christenlehrgeschichten bis zu den aufklärerischen Gegensagen.

Den Schlussstrich unter die dreisprachige Edition der «Mythologischen Landeskunde von Graubünden» setzt der bereits erwähnte Registerband. Und zwar der Warnung Büchlis zum Trotz: «Ums Himmelswillen, erschliesst mir aber den Büchlichen Urwald nicht mit Registern». Bei allem Respekt vor dem Sammler ist man Ursula Brunold für den Pfad, den sie mit dem Register durch den Urwald geschlagen hat, dankbar. Unterteilt in Motive, Themen und Typen, in die Erzähler und Erzählerinnen, die Ortsbezeichnungen, die Personen und Sachen, ist auf 200 Seiten alles rasch und leicht zu finden. Das bisher so sehr vermisste Register öffnet das «bedeutende Standardwerk der Bündner Sprach- und Kulturforschung» (Paul Zinsli) in beispielhafter Weise. Dafür muss Arnold Büchli ein Einsehen zeigen. Die vier Bände setzen ihm und den Erzählern und Erzählerinnen der Geschichten ein verdientes Denkmal. Der Herausgeberin ist für das Sachwissen und die grosse Arbeit, die sie in das Unternehmen gesteckt hat, zu danken.

Alois Senti

GISELA SCHILLER: Der organisierte Tod. Beobachtungen zum modernen Bestattungswesen. Düsseldorf: Fachverlag des deutschen Bestattungsgewerbes GmbH [1992]. 183 S., Abb.

Volkskundliche Berufsmonographien sind in den letzten Jahren eher selten geworden. Aussergewöhnlich ist es, wenn eine junge Frau gerade das Bestattungsgewerbe als Thema wählt und dabei ihre Erfahrungen aus einem vierwöchigen Praktikum in einem Bestattungsunternehmen (1988) einbringt. Es war allerdings nicht eigentlich die Idee von Gisela Schiller, wie sie selbst schreibt, sondern sie nahm eine Anregung ihres akademischen Lehrers auf, nicht zuletzt aufgrund der schmerzlichen Erfahrung mit dem gewaltsamen Tod einer Schwester.

Bestattungsinstitute stehen oft im Zwielflicht der gesellschaftlichen Kritik, ihnen wird das Geschäft am Tod angelastet. In der französischen Schweiz haben sich entsprechende Querelen in den Zeitungen und vor Gerichten über Jahre hinweggezogen (vgl. Encyclopédie vaudoise X, 1982). Bestattungsinstitute sind aber besser als ihr Ruf, sie entsprechen einer gesellschaftlichen Notwendigkeit. Das zeigt Gisela Schiller aufgrund ihrer Erfahrungen in einem Freiburger Bestattungsgeschäft mit dem fiktiven Namen Ohsenberg. Eingeleitet wird die Arbeit durch einen methodisch-reflektierenden Teil, der etwas altmodisch wirkt und die Tonalität jener Diskussionen wiedergibt, wie sie in den siebziger Jahren von einzelnen deutschen Volkskundlern etwas kategorisch geprägt wurde. Da steht denn auch

Widersprüchliches, so etwa wenn Frau Schiller das Gewährmannsprinzip aufgrund der seinerzeitigen Kritik abqualifiziert und dann doch nicht ganz darauf verzichten kann (S.11). Oder man stösst wieder auf den alten Kalauer von der Volkskunde als «Mittel zur Volksaufklärung» (S.12). Frau Schiller setzte vor allem auf die teilnehmende Beobachtung, was dem Gegenstand sehr angepasst erscheint. Eine gewisse Einseitigkeit entsteht dadurch, dass sie wohl die Mitarbeiter des Bestattungsinstituts befragt, nicht aber einzelne Hinterbliebene nach ihren Erfahrungen und ihrem Erleben im Umgang mit solchen Institutionen. So entsteht eine gewisse Asymmetrie, verstärkt dadurch, dass das Bestattungsinstitut, das bereit war, die Studentin als Beobachterin aufzunehmen, sicher zu den untadeligen gehört; wer sonst hätte eine kritische Feldforscherin aufgenommen? So entwirft Gisela Schiller letztlich das Idealbild eines Bestattungsinstituts, wie es, das sei nicht geleugnet, auch in Wirklichkeit existieren kann.

Doch sprechen wir auch von den Vorzügen der Arbeit: Wir erhalten eine detaillierte, menschlich ansprechende und auch betroffen machende Innensicht eines solchen Instituts, der Menschen, die dort arbeiten, und ihrer Probleme, ihres Bemühens auch, mit dem Tod, mit dem alltäglichen Leid und Schrecken, das sie umgibt, fertigzuwerden, im individuellen und im familiären Bereich. Frau Schiller spart hier keine Einzelheiten aus, der Text wirkt dicht, liest sich leicht nachvollziehbar und flüssig. Die Stellung des Bestatters in der eigenen Gesellschaft ist schwierig; er bewegt sich in einer Grauzone des Lebens, und im Umgang mit Menschen, die sich in einem «seelischen Ausnahmezustand» befinden, werden von ihm Diskretion und Serenität erwartet, sozialtherapeutisches Geschick, was diesen Berufsleuten viel abverlangt.

Paul Hugger

WOLFGANG BECK: Protestantische Beispielerzählungen und Illustrationsmaterialien. Ein Katalog aufgrund der Erbauungsbücher von Johann Jacob Otho. Mit Registern von Claudia Selheim. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde 1992. 179 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 39).

Die Erzählforschung bemüht sich seit eh und je um die Erschliessung historischer Quellen. Ihr gelingen nicht allein immer wieder neue Funde, sie handelt sich damit auch ständig weitere Handhabungsprobleme ein. Denn das Material wächst an und birgt die Gefahr, in der Textmenge zu versinken. Diese Schwierigkeit beseitigt der vorliegende Katalog für zwei wichtige Quellenwerke aus dem 17. Jahrhundert. Der Verfasser wählt aus dem Gesamtfeld der protestantischen Überlieferung bislang nicht beachtete Erbauungsbücher des Predigers Johann Jacob Otho (1629–1669) aus, von denen der «Evangelische Krancken-Trost» (1655) bis 1851 in siebzehn Auflagen und sechs verschiedenen Ausgaben verbreitet wurde. Der «Tugend-Steg und Laster-weg» (1669) brachte es hingegen nur auf eine zweite Auflage. Als hauptsächliches Verbreitungsgebiet der Postillen hat der südwestdeutsche Raum zu gelten.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Konzeption der beiden Werke und die Gliederung der Predigten oder Teile sowie die Themen und inhaltlichen Schwerpunkte zu ermitteln. Diese Aspekte verschaffen ihm den Zugang zu einer umfassenden Exempelerfassung, deren Verfahren er in einem dem Katalog vorangestellten theoretischen Beitrag offenlegt. Im selben Zusammenhang reflektiert er die bisherigen Versuche der Forschung, mit dieser Art von Erzählmaterial umzugehen. Sein weiterführender Ansatz vernachlässigt keineswegs die Klassifikationsproblematik, die er letztlich in der gattungsgemässen Nivellierung zum Anekdotischen erblickt. Wesentlich erscheint ihm indessen die Untersuchung des Gebrauchs der Geschichten im Textzusammenhang. Aus diesem Grunde entwickelt er ein Funktionssystem, dessen Entstehung er in einem mehrschrittigen Arbeitsgang ausführlich beschreibt. In einem «Entwurf zur Erfassung von Exempla» werden die Ergebnisse übersichtlich zusammengefasst.

Der Katalog umfasst 1080 Regesten, die nach der Reihenfolge in den jeweiligen Erbauungsbüchern angeordnet und mit den Originalquellenangaben versehen sind. Sie liefern einen Überblick über die von Johann Jacob Otho benutzten Bücher und zeigen das Geschick des Verfassers, die disparaten Texte und Inhalte präzise zusammenzufassen. Claudia Selheim fertigte das Register der Quellenangaben mit deren Auflösung sowie das Personen- und das Sach- und Motivregister an. Ohne diese Hilfe wäre die Benutzung des Katalogs nur sehr schwer möglich.

Die Exempelforschung erfährt durch die Arbeit nützliche methodische Anregungen. Die Erzählforschung insgesamt erhält aufbereitetes Vergleichsmaterial. Weitere Arbeiten dieser Art und Intensität sind wünschenswert.

Helmut Fischer

HUGO HUBER (Hg.): Der Narr. Beiträge zu einem interdisziplinären Gespräch. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1991. 177 S., 35 s/w Abb. (Studia Ethnographica Friburgensia, 17).

Der Band enthält die Referate eines interdisziplinären Seminars zur Figur des Narren, das im Sommersemester 1989 an der Universität Freiburg i. Ue. stattfand. Historiker, Philologen, Ethnologen und Psychologen trafen sich dort zu einem Gedankenaustausch mit dem Ziel, «diese zwischen zwei Welten oszillierende Gestalt in Geschichte und Gegenwart zu ergründen» (S. 7). Das Ergebnis ist ein bunt gemischtes Mosaik von Beiträgen aus unterschiedlichsten Fachperspektiven, das in vielem skizzenhaft bleibt, manche Widersprüche bewusst nicht auflöst, vereinzelt auch Unausgegorenes zur Debatte stellt und vielleicht gerade deshalb dem Wesen des Narren in besonderer Weise gerecht wird.

Mit einer griffig formulierten Einführung ins «Narrenschiff» des Sebastian Brant und ins «Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam eröffnet der Germanist und Literaturwissenschaftler *Eduard Studer* den Themenreigen. Dass nach der (auf S. 26 leider falsch zitierten) umfassenden Grundstudie von Barbara Könniker (Wesen und Wandlung der Narrenidee im Zeitalter des Humanismus. Brant – Murner – Erasmus, Wiesbaden 1966) eine so knappe Werkpräsentation überhaupt noch möglich ist, wirkt erfrischend. Ein winziges Detail bedarf freilich der Korrektur: Als im Winter 1515/16 der – damals übrigens erst 18jährige – Hans Holbein d. J. in Basel die von der Offizin Froben gedruckte Ausgabe des «Morias encomion» mit den berühmten Randzeichnungen versah, war das nicht etwa «sein Exemplar» (so Studer, S. 26), sondern er illustrierte die Inkunabel für deren Eigentümer Oswald Myconius. – Über Narrentum und Liturgie äussert sich dann im zweiten Beitrag der Historiker *Pascal Ladner*, indem er zunächst das «Silbermarkevangelium», eine parodistische Verspottung kirchlicher Geldgier aus dem 12. Jahrhundert, und das «Officium lusorum», eine ebenfalls hochmittelalterliche Messparodie, vorstellt und schliesslich noch kurz auf die «Tripudia», die seit etwa 1150 weit verbreiteten Narren- bzw. Eselsmessen eingeht. Verdienstvoll ist bei der Behandlung der Parodien die jeweilige Angabe der biblischen Referenzstellen. Missverständlich – zumindest in der Formulierung – wirkt jedoch die Aussage, dass das «Silbermarkevangelium» und die «Spielermesse» angeblich «keinerlei Bezug zum gottesdienstlichen Geschehen aufweisen» (S. 37). Aufgrund ihres parodistischen Charakters ist per definitionem das genaue Gegenteil der Fall.

Als ein brillantes Beispiel literarischer Kurzcharakteristik dürfen die Anmerkungen des Romanisten *Pedro Ramírez* zum «scharfsinnigen Narren» Don Quijote im Roman von Miguel de Cervantes bezeichnet werden. Was Ramírez hier auf wenigen Seiten an fundamentalen Einsichten in das Wesen des mit Einfalt und «ingenio» gleichermassen ausgestatteten Antihelden von La Mancha, über seine phantasiegeborene Angebetete Dulcinea und über beider Unsterblichkeit vermittelt, lässt sich nicht in ein paar platten Sätzen zusammenfassen. Das muss man im originalen Wortlaut gelesen haben. – Gewissermassen komplementär zu der Motivik bei Cervantes setzt sich der Anglist *Dimiter Daphinoff* mit den Narren bei Shakespeare auseinander. Trotz der Fülle einschlägiger Rollen in den Stücken des grossen englischen Dramatikers ist es Daphinoff gelungen, dessen zunächst verwirrend anmutendes Spektrum des Närrischen plausibel zu strukturieren, die Typen «clown» und «fool» gegeneinander abzugrenzen, der Symbiose von Tragik und Komik nachzugehen und endlich anhand des namenlosen Narren im «King Lear» Shakespeares Sichtweise der Welt als «great stage of fools» (IV.6.180) aufzuzeigen.

Die weit ausgreifenden, aber zumeist spekulativ bleibenden Überlegungen des Ethnologen *Karl H. Henking* zur Figur des Narren im Tarot sind innerhalb des Sammelbandes ausgesprochen ungeschickt plaziert. Wären sie nicht mitten zwischen die literaturwissenschaftlichen Beiträge geschoben, sondern neben das Abschlussreferat von Hugo Huber über die Bedeutung des Narren als Personifikation der Vanitas gestellt worden, dann hätten sich sehr schnell wesentlich plausible Erklärungen dafür ergeben, warum die Tarotkarte mit dem Narren als einziges von 78 Blättern eine Null oder überhaupt keine Ziffer trägt und warum nach der häufigsten ikonographischen Tradition der Tor dort spornstreichs auf einen Abgrund zueilt. Da das seit dem 14. Jahrhundert nachweisbare Tarotspiel ziemlich genau zur selben Zeit in Mitteleuropa aufkam, zu der sich, ausgehend von Nordfrankreich, in der abendländischen Ideengeschichte auch der Überlagerungsprozess von Narrenvorstellung und Vanitasgedanke vollzog, ist die Gleichsetzung des Narren mit dem absoluten Nichts im Kartenspiel alles andere als rätselhaft, sondern ein geradezu selbstverständlicher Vorgang. – Einen wiederum literaturwissenschaftlichen Zugriff versucht der Germanist *Edgar Marsch*, indem er Verbindungslinien von Ludwig Tieck über Friedrich Dürrenmatt bis zu Heinrich Böll zieht, um den jeweils zeittypischen Konzeptionen der Narrenfigur auf die Spur zu kommen. Insbesondere das Auf und Ab des «Hanswursts» innerhalb der Dramentheorie in der Zeit vor, während und nach der Aufklärung

wird eindrucksvoll herausgearbeitet. Problematisch sind lediglich die Ausführungen über die äusserliche Standardisierung des Narren als Typus durch bestimmte Gewandmerkmale und Attribute: literarhistorische Einzelbelege führen hier eher in die Irre, die wirklichen Entwicklungslinien lassen sich allein durch flächendeckende Auswertung ikonographischer Befunde nachzeichnen.

Aufgrund eines organisatorischen Missverständnisses kam eine Veranstaltung des Seminars nicht in der vorgesehenen Form zustande: Der geplante Dialog des Psychiaters und Psychotherapeuten *Berthold Rothschild* mit dem Kabarettisten und «professionellen Narren» *Emil Steinberger* geriet zum improvisierten Monolog des Wissenschaftlers, weil der Gast aus Luzern ausblieb. Immerhin lieferte Emil, der inzwischen bekanntlich lieber die Rolle des Herrn Steinberger spielt, später für den Sammelband noch ein paar schriftliche Nachbemerken zum Manuskript seines sitzengelassenen Gesprächspartners, die mit den anerkennenden Worten einsetzen: «Ich muss sagen, ich habe noch nie einen so interessanten Diskurs über mich und das Narrsein gelesen. Ich habe etwas verpasst in Freiburg» (S. 139).

Im letzten Beitrag geht *Hugo Huber* als Herausgeber des Bands, wie bereits erwähnt, zusammenfassend auf die überaus komplexe Thematik der inhaltlichen Verflochtenheit von Narr, Zeit und Tod ein. Dabei schlägt der verdiente Ethnologe, der mit diesen Überlegungen zugleich seine Abschiedsvorstellung gab, einen kühnen Bogen vom Zeitbegriff verschiedener Kulturepochen über die Narrenfigur als Vergänglichkeitssymbol im interkulturellen Vergleich bis hin zu den «Narrenzeiten im Zyklus des Lebens». Was am Ende bleibt, sind zahlreiche Anstösse zu weiterem Nachdenken, formuliert aus der Wissens- und Fragenfülle einer langen Gelehrtenlaufbahn. Weniger Antworten zu finden als Probleme aufzuzeigen, war ja auch die Intention der gesamten Vortragsreihe in Freiburg i. Ue. – Ein bisschen schade nur, dass deren Organisatoren von den zwischen 1984 und 1989 am Volkskundlichen Institut der Universität Freiburg i. Br. gelaufenen Forschungen zur teilweise exakt gleichen Thematik offenbar keine Kenntnis hatten. Die im anderen Freiburg entstandenen Studien über die mittelalterliche Narrenidee, zu denen der Rezensent selbst einiges beigetragen zu haben glaubt, wären wohl in mancher Hinsicht eine interessante Ergänzung gewesen. Dies freilich nicht als Kritik, sondern vielmehr als Ermunterung, die Kontakte zwischen den Universitäten der beiden gleichnamigen Städte im Uechtland und im Breisgau künftig intensiver zu pflegen. Man hätte sich gewiss eine Menge zu sagen.

Werner Mezger

HERBERT und ELKE SCHWEDT: Bräuche zwischen Saar und Sieg. Zum Wandel der Festkultur in Rheinland-Pfalz und im Saarland. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1989. 283 S., 97 s/w Abb., 28 Karten. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 5).

Obwohl das wissenschaftliche Interesse an der rheinländischen und speziell der pfälzischen Volkskultur seit den frühen Arbeiten von Wilhelm Heinrich Riehl (*Die Pfälzer*, 1857) und August Becker (*Die Pfalz und die Pfälzer*, 1858) praktisch nie erlahmt ist und gerade in jüngerer und jüngster Zeit mit den zahlreichen Beiträgen von Matthias Zender wieder stark auflebte, fehlte doch immer noch eine neuere Gesamtdarstellung, die insbesondere den nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Entstehung der Bundesländer Rheinland-Pfalz und Saarland veränderten Rahmenbedingungen Rechnung trägt. Diese Lücke zu schliessen und eine breit angelegte Bestandesaufnahme der gegenwärtig zwischen Saar und Sieg geübten Bräuche und ihres kulturellen Kontextes zu liefern, haben sich Herbert und Elke Schedt zur Aufgabe gemacht. Sie beschränkten vier Wege der Materialerhebung, indem sie 1. die bisherige Forschungsliteratur auswerten, 2. archivalische Recherchen anstellen, 3. zahlreiche Brauchphänomene selbst beobachteten und 4. in den Jahren 1984/85 eine Fragebogenaktion durchführten, die sich an die Bürgermeister von über 2500 Gemeinden richtete und deren durchschnittliche Rücklaufquote bei rund 80 Prozent lag. Was auf diese Weise an Informationen zusammenkam, ergibt ein wahrhaft enzyklopädisches Bild des Ist-Zustandes der Brauchtraditionen und -novationen im genannten geographischen Raum, das anderswo derzeit seinesgleichen nicht hat.

Methodisch geht es den Autoren im Unterschied zur früher üblichen Brauchforschung keineswegs um die blosser Dokumentation irgendwelcher pittoresker Riten und Mythen oder gar um den romanisierenden Rettungsversuch vermeintlich vorzeitlicher Relikte mit der Frage nach deren ursprünglichem Sinn. Das Erkenntnisinteresse der Untersuchung konzentriert sich vielmehr auf den dynamischen Entwicklungsprozess, dem Bräuche allen anderslautenden Behauptungen zum Trotz unterworfen sind. Mit diesem modernen Ansatz lässt sich nämlich gerade der Wandel von Brauchphänomenen als sensibler Indikator für die jeweiligen Veränderungen im Zusammenleben von Menschen interpretieren. Das macht die Analyse spannend. – Was endlich die Gliederung des Stoffs betrifft, so haben

sich die Verfasser von dem noch weitgehend chronologischen Anordnungsprinzip ihrer früheren Arbeit über «Schwäbische Bräuche» (Stuttgart 1984) gelöst und diesmal eine Einteilung nach eher thematisch-motivlichen Gesichtspunkten gewählt.

Der erste der so entstandenen sechs Themenblöcke, der von «Kirmes, Kerwe, Kerb und Kirb» handelt, betritt erstaunlicherweise überwiegend wissenschaftliches Neuland. Trotz der hohen Wertigkeit, die der Kirchweih in der Volkskultur des Untersuchungsgebiets traditionell zukommt, gibt es nämlich bislang noch keine umfassende Darstellung dieses Brauchkomplexes. Ja es scheint sogar nicht einmal ganz klar, was mit dem Begriff Kirchweih streng historisch genommen denn nun eigentlich gemeint ist: das Anniversarium des Weihedatums einer Kirche oder der Gedenktag ihres Patrons im Heiligenkalender oder nach den zahlreichen obrigkeitlichen Versuchen, die Feier der Kirchweih landesweit auf einen Termin zu vereinheitlichen, weder das eine noch das andere. Die Autoren haben hier Pionierarbeit geleistet, vor allem auch, was die Erfassung der modernen Ausprägungen und Organisationsformen des Festes betrifft. Im zweiten Kapitel über Fastnacht und Karneval liegt angesichts der schier unübersehbaren Belegfülle die Kunst in der Beschränkung aufs Wesentliche. Besonders aufschlussreich und plausibel ist neben vielem anderem die Rekonstruktion des Diffusionsprozesses karnevalistischer Brauchelemente nach dem Vorbild der romantischen Fastnachtsreform in Köln von 1823. Der Abschnitt über die Jahresfeier von März bis Martini enthält insbesondere im Zusammenhang mit den Johannis- und Sonnwendfeuern interessante Überlegungen zur politischen Indienstnahme von Bräuchen etwa während der NS-Zeit. In dem mit «Stabaus, Quack und Eierlage» überschriebenen Block zum Brauchtum von Mittfasten bis Pfingsten erstaunt der ungemein hohe Stellenwert, den das Ei als Grundnahrungsmittel innerhalb zahlreicher – auch ausserösterlicher – Brauchformen, vor allem bei traditionellen Heischeritualen hat. Hieraus ergäben sich wiederum mancherlei Denkanstösse für die historische Nahrungsmittelvolkskunde. Der folgende Themenkreis rund um die weihnachtlichen Brauchfiguren Nikolaus, Christkind und Sternsinger schildert speziell mit der kirchlich gesteuerten Revitalisierung des Dreikönigssingens und dessen Umgestaltung vom eigennützigem Bettelbrauch zur wohlthätigen Sammelaktion den klassischen Fall eines zentraldirigistisch vollzogenen Funktionswandels. Der letzte Abschnitt endlich über Märkte, Messen und öffentliche Feste verschiedenster Art begnügt sich erwartungsgemäss wiederum nicht mit blosser Bestandsaufnahme und Deskription, sondern versucht noch einmal konsequent aus dem geschichtlichen Wandel der betreffenden Veranstaltungen Rückschlüsse auf die jeweilige Entwicklung der Lebensqualität der Menschen zu ziehen.

Das mit 97 Schwarzweiss-Abbildungen und 28 Karten ausgestattete Buch, das mit Fug und Recht als Standardwerk bezeichnet werden darf, ist dank seiner verständlichen Sprache sowohl für Fachwissenschaftler als auch für Laien eine Fundgrube und bietet zugleich eine Fülle von Anregungen zur weiteren Forschung. Angesichts des immensen inhaltlichen Facettenreichtums wäre für den Benutzer neben dem Ortsverzeichnis noch ein Schlagwortregister hilfreich gewesen, und mancher Student oder Dozent hätte sich wohl gern im Anhang über den genauen Wortlaut des zur Materialerhebung versandten Fragebogens informiert. Aber das sind minimale Defizite, die an der bewundernswerten und bienenfleißigen Gemeinschaftsleistung von Herbert und Elke Schwedt nichts mindern.

Post scriptum: Bei allem Respekt von der solide gemachten Broschüre – es wäre eigentlich ein Armutszeugnis für gewiss reichlich vorhandene potentielle und potente Sponsoren in Rheinland-Pfalz und im Saarland, wenn dieses in jeder Hinsicht vorbildliche Schulbeispiel moderner Brauchforschung nicht bald auch in einer gewichtigeren Hardcover-Ausgabe mit perfektioniertem Layout und schönen Farbaufnahmen in den Buchhandel käme.

Werner Mezger

MARIE-ELISABETH REHN: Heider gottsleider. Kleinstadtleben unter dem Hakenkreuz. Eine Biographie. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1992. 213 S., Abb. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 73).

«Heider gottsleider», das ist ein Spottruf aus früherer Zeit, der in den Gemeinden Norderdithmarschens umging und die Burschen der Kleinstadt Heide betraf, mit denen sich die Jugend in den Dörfern bei Tanzvergnügen häufig prügelte. Die Leute aus Heide waren demnach im Umland nicht gern gesehen. «Heider gottsleider» kommt hier jedoch eher die Bedeutung eines abgrundtiefen Seufzers zu, den Erwin Rehn, dessen Biographie seine Tochter mit diesem Band vorlegt, manchenmal ausgestossen haben mag, wenn er in den Gefängnissen und «Schutzlagern» Hitlerdeutschlands drangsaliert wurde und nach 1945 um seine Rechte als gesundheitlich schwer geschädigter Verfolgter

des NS-Regimes immer wieder kämpfen musste. Ein junger Mann aus Heide also, dem das Gehabe der Nazis zuwider war, der mit dänischen und holländischen Zwangsarbeitern Kontakte gefunden hatte, diese ausbaute, beim Versuch, das «Dritte Reich» hinter sich zu lassen, aufgegriffen wurde und mit dem Verdikt einer massgeblichen SS-Charge, seine Rückkehr nach Heide sei unerwünscht, nach einigen Haftetappen 1943 ins «Jugendschuttlager» Moringen verbracht wurde und dort Fürchterliches erlebte, bis ihn und andere Kameraden 1945 amerikanische Truppen befreiten. Diese beiden Jahre haben das weitere Leben von Erwin Rehn tief geprägt, eines Mannes, dem es um Recht, Gerechtigkeit und Menschenwürde zu tun war, der um den Sinn seiner verlorenen Jahre gegen alle Widerständigkeiten gerungen hat und dem dabei nichts an Enttäuschungen erspart geblieben ist, einschliesslich des mehrfachen Versuchs, ausserhalb Nachkriegsdeutschlands Ruhe und Anerkennung zu finden.

In einem beachtenswerten Geleitwort hat Paul Hugger die Frage aufgeworfen, ob es denn Sache der Volkskunde sei, sich der Vita eines einstigen KZlers anzunehmen, diese also ihrer Wissensschaftsstruktur einzugliedern. P. H. bejaht diese von ihm gestellte Frage, möchte mit der Veröffentlichung des Textes «klischeehafte Vorstellungen» von und über Volkskunde «korrigieren», will aber auch aufklärend wirken, wie die aufgezeigten «Mechanismen der Zersetzung einer humanen Gesellschaft» zum Chaos für ein ganzes Volk führen können bzw. geführt haben. Wenn auch als Warnung vor allem für die schweizerische Bevölkerung ausgesprochen, haben solche Einschätzungen einer durchaus möglichen Wirksamkeit von engagierter Volkskunde für die Erkenntnis der so gefährvollen Problematik in der Gegenwart keine geringe Bedeutung.

Marie-Elisabeth Rehn hat es gut verstanden, das schwere Geschick ihres Vaters in das politisch-ideologische Geschichtsbild der Zeit nach 1918 im allgemeinen und in die Auffassungen bzw. Verhaltensweisen der Bevölkerung des kleinstädtischen Heide im besonderen zu stellen. Damit hat sie mit Erfolg der «Gefahr» vorgebaut, sich bei der grossen Zahl von Einzelschilderungen etwa im Kapitel «Lagerzögling 933 in Moringen» in deskriptiven Details zu verlieren. So unterscheidet sich diese Biographie von manchen anderen, bei denen Einzelheiten über den Lageralltag, über die schweren Arbeitsbedingungen, über die Grausamkeiten der SS-Leute dominieren, die eigentlichen Ursachen und Hintergründe solchen Geschehens jedoch weniger behandelt, geschweige denn als Bedingtheit zwischen historischem Vorgang und dem Schicksal NS-Verfolgter dargestellt werden. Die Verfasserin hat mit unendlicher Geduld und Findigkeit alle ihr nur erreichbaren Unterlagen über dieses nicht alltägliche Leben ihres Vaters, gemessen an dem anderer Heider Bürger einschliesslich der dortigen Naziprominenz, zu einer grossartigen Zeitdokumentation zusammengestellt, die immer wieder ihr besonderes methodisches Gespür für Zusammenhänge erkennen lässt.

Für den Volkskundler ein faszinierender Text, für den Studierenden darüber hinaus ein Lehrbuch historisch-volkskundlicher Didaktik.

Wolfgang Jacobeit

KAI-DETLEV SIEVERS (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert. Neumünster: Karl Wachholtz Verlag 1991. 255 S. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 26).

Tagungen zur Wissenschaftsgeschichte haben bisher einen besonderen Stellenwert in der jeweiligen aktuellen Standortfindung der Volkskunde eingenommen. Sie waren somit zugleich Gradmesser für die Bedeutung des Fachs im Gefüge der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, aber auch im Hinblick auf die von Zeit zu Zeit notwendigen Auseinandersetzungen mit der historisch-politischen Vergangenheit, in die die Volkskunde – wie andere Disziplinen auch – mehr oder minder involviert war. Beides trifft auf die Kieler Hochschullehrertagung der DGV vom 18. bis 20. Oktober 1990 zu. Denn dort wurden einmal Defizite deutlich gemacht, die – bisher wenig bekannt oder bedacht – für die Entwicklung der Volkskunde als Wissenschaft bedeutungsvoller hätten sein können als der bis in die Nachkriegszeit verfolgbare Rekurs auf ideologistische Einseitigkeiten. Zum anderen gab die Tagung – ein Jahr nach dem Ende des sozialistischen Staats- und Gesellschaftssystems – Gelegenheit zu einer ersten Diskussion über «Nutzen und Nachteil» der Volkskunde in der DDR, ermöglicht durch aktive Teilnahme von zwei versierten VertreterInnen des Lehrkörpers des damaligen «Bereichs Ethnographie» der Humboldt-Universität zu Berlin. Die nach der Münchner Tagung von 1986 weiterhin notwendige Auseinandersetzung mit der NS-Volkskunde fand in zwei gewichtigen Beiträgen ihren Niederschlag; nicht minder bedeutsam, dass im thematischen Kontext des Kieler Treffens auch die «Ostdeutsche Volkskunde» in den sachlich-kritischen Blick genommen wurde.

Der Rezensent möchte zunächst *Wolf Könenkamp* nennen, der in seinem unverhohlen-kritischen Beitrag «Gescheitert und vergessen: Folgenloses aus der Geschichte der Volkskunde» einmal auf die bisher meist verschwiegene Konkurrenz zu Karl Weinholds Aktivitäten, nämlich auf das Wirken von Albert Edmund Veckenstedt verwiesen hat. Veckenstedt gab schon 1888 eine «Zeitschrift für Volkskunde» mit relativ hoher internationaler Beteiligung heraus, gründete 1890 eine «Deutsche Gesellschaft für Volkskunde» und tat somit als Einzelperson den ersten Schritt zur «Institutionalisierung des diffusen Faches» (S. 186). Das Schaffen einer Öffentlichkeit für die Belange der sich gerade etablierenden Wissenschaft war in dieser Umbruchzeit der Jahrhundertwende eine existentielle Notwendigkeit. Doch dann setzte sich – nach Könenkamp – eine germanistische Zielrichtung mit Karl Weinhold und einer entsprechenden Klientel gegen die Bestrebungen Veckenstedts u. a. durch; ein wesentlicher Hinweis auf den Beginn wissenschaftlich betriebener Volkskunde, der weiter verfolgt zu werden lohnte. (Einen interessanten Beitrag zur längst fälligen Aufarbeitung der Persönlichkeit Karl Weinholds leistete auf der Tagung *Helmut Eberhart: «Karl Weinhold in Graz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. Jahrhundert»*.) Andererseits verweist Könenkamp zu Recht darauf, dass eine noch nicht von Germanisten bestimmte «Volkskunde» lange vorher – eigentlich seit der Frühaufklärung – von der Geographie/Ethnographie als damaliger Zweig der Staatswissenschaften sehr viel komplexer betrieben wurde. Das führt ihn zu folgender Feststellung: «Mit der schon vorhandenen Ethnographie Deutschlands verglichen, war die Volkskunde des späten 19. Jahrhunderts schlichtweg überflüssig – wenn man vom Erkenntnisziel ausgeht. Es ist erstaunlich und nicht wenig rätselhaft, wie es der Volkskunde gelang, die Konkurrenz der Ethnographie auszusitzen und die vorhandenen Leistungen dieser Wissenschaft vergessen zu machen» (S. 177f.).

Daran anknüpfend sei auf Beiträge hingewiesen, die nicht nur den wissenschaftsgeschichtlich interessierten Volkskundler aufmerksam machen sollten. Zur Sprache gebracht wurden Unterlassungen, das Fach sachlich und methodisch durch den interdisziplinären Diskurs aus der selbst geschaffenen Begrenztheit herauszulösen, es hermeneutisch zu «bereichern», seine gesellschaftliche Relevanz zu erhöhen. Das führten vor allem die Kieler Gastgeber in eindrucksvoller Weise vor: *Kai-Delev Sievers* («Die Historischen Schulen der deutschen Nationalökonomie und ihr Bezug zu volkskundlichen Fragestellungen») hat diese bisher wenig bekannten, geschweige denn bearbeiteten Zusammenhänge an zwei Persönlichkeiten festgemacht: Wilhelm Roscher (1817–1894) und Gustav Schmoller (1838–1917). Beiden war die Erkenntnis eigen, dass nationalökonomische Ursachenforschung nicht zuletzt auf der Grundlage des Wissens um die Existenz, die Lebensumstände der Bevölkerung zu betreiben sei. «Die Volkskunde dagegen verstand sich... als reine Geisteswissenschaft, der der Bezug zur gesellschaftlichen Praxis fremd war», vermerkt Sievers am Schluss seines verdienstvollen Beitrags.

In der ihm eigenen bestechend akribischen Arbeitsweise findet *Harm-Peer Zimmermann* seine «Annäherung an Ferdinand Tönnies». Sein Anliegen ist es, die Volkskundler auf eine intensive Neubeschäftigung mit dem Gesamtwerk und der Persönlichkeit dieses «Vaters der deutschen Soziologie» hinzuweisen, die bisher meist auf einzelne Titel bezogene Kritik an Tönnies zu überprüfen, von ihm als einem im volkskundlichen Terrain bewanderten Wissenschaftler zu lernen, dem es stets um interdisziplinär erarbeitete Erkenntnisfindung zu tun gewesen ist.

Sigrid Jacobeit ist bei ihren theoretischen Überlegungen zur Alltagsgeschichte auf Alfredo Niceforo gestossen, der 1910 eine «Anthropologie der nichtsbesitzenden Klassen» mit einer Einführung von Robert Michels herausgegeben hat. S. Jacobeit untersucht dieses voluminöse Werk des italienischen Soziologen, Anthropologen und Statistikers als «wissenschaftsgeschichtliche Quelle für eine Ethnographie/Volkskunde des Proletariats». Auch dieser Beitrag kann als markantes Beispiel dafür gelten, wie VolkskundlerInnen immer noch fündig werden können, wenn sie nach Spuren ihres Bemühens auch bei den Nachbarwissenschaften suchen.

An dieser Stelle ist ferner *Reinhard Schmook* zu nennen, der «Zu den Quellen der volkskundlichen Sichtweise Hans Naumanns und zu den Reaktionen der Fachwelt auf dessen «Grundzüge der deutschen Volkskunde» in den 20er und 30er Jahren» sprach. Wenn seine Ausführungen auch manche kritischen Stellungnahmen ausgelöst haben, ist es doch sein Verdienst, sich als erster monographisch mit Person und Werk Hans Naumanns auseinandergesetzt und damit eine immer wieder fatale Lücke im wissenschaftsgeschichtlichen Erkenntnisprozess zur Volkskunde in den 20er Jahren geschlossen zu haben. *Hannjost Lixfeld* als derzeit wohl versiertester Kenner der NS-Volkskunde und ihrer Hintergründe beschäftigte sich in erfrischend-kritischer Weise mit «Adolf Spammers Rolle als Wegbereiter einer nationalsozialistischen Volkskundewissenschaft», aber ebenso als Beispiel dafür, wie ein Gelehrter vom Range Spammers sich von Naziideologen ausnutzen liess, um dann von diesen fallengelassen und rücksichtslos ruiniert zu werden.

Anders eine Figur wie Joseph Otto Plassmann, dessen «akademische Laufbahn im Nationalsozialismus» *Esther Gajek* verfolgt hat. Sie beschreibt die Karriere eines seit dem Ersten Weltkrieg völkisch gesinnten Mannes, der sich zum Kreis eines wissenschaftlichen Scharlatans wie Hermann Wirth zählte, damit die Aufmerksamkeit Himmlers auf sich zog und im Dienst des SS-Ahnenerbes seinen Weg machte, der auch nach 1945 so schnell kein Ende gefunden hat. Hier sei dann auch *Ulrich Tolksdorf* genannt, der sich mit der «Geschichte der ›Ostdeutschen Volkskunde» auseinandersetzte, dabei auf deren «enge Verknüpfung» mit politischer Propaganda hinwies und die Frage aufwarf, ob ostdeutsche Volkskunde – von wirklichen wissenschaftlichen Leistungen abgesehen – gefördert wurde, «um das Bewusstsein an verlorene Gebiete . . . wachzuhalten» (S. 216). Der Rezensent möchte darauf aufmerksam machen, dass es anlässlich der Passauer Volkskundetagung zu einer folgenreichen Diskussion um Methoden und Ziele dieser «Ostdeutschen Volkskunde» zwischen Alfred Karasek und Wolfgang Steinitz, aber nicht mit Max Steinmetz, gekommen ist (S. 216).

Wenn auch durch verleumderische Stimmungsmache im Vorfeld beeinträchtigt, verlief die angesetzte Diskussion um die DDR-Volkskunde mit der gebotenen Ernsthaftigkeit, frei von Hämie und Aggressivität. Dazu trugen vor allem die beiden Referenten aus Berlin bei: *Ute Mohrmann* äusserte sich zur «‹Volkskunde des Neubeginns› während der fünfziger Jahre in der DDR im Kontext damaliger Kulturpolitik». Sie betonte u. a. die Notwendigkeit eigener Stellungnahme zur Entwicklung des Faches in der DDR, die sorgsames Überdenken erfordere und zunächst mit der Auseinandersetzung über die 50er Jahre begonnen werden sollte. So betrachtet stand die Person Wolfgang Steinitz' im Vordergrund ihrer abgewogen-sachlichen Ausführungen, die sich auch auf das immer wieder umstrittene Problem von Volkskunst und Volkskunde bezogen. Es ging U. Mohrmann mit der Konzentration auf die 50er Jahre keineswegs um die «Flucht in eine pathetische Phase der ›Aufbaujahre» (S. 218), sondern um eine real begründete Periodisierung von Geschichte der DDR-Volkskunde, die sich seit den 60er Jahren unter jeweils anderen Voraussetzungen, auch parteipolitischen Charakters, vollzog.

Demgegenüber stellte *Thomas Scholze* bereits «Thesen für einen Abriss zur Geschichte der Volkskunde in der DDR» zur Diskussion, ein zu diesem Zeitpunkt mutiges und verantwortungsvolles Unterfangen, das aber den 1989/90er Vorstellungen vieler ostdeutscher Fachkollegen entsprach, am «Prozess des Zusammenfindens beider Wissenschaftstypen» (DDR–BRD) mitzuwirken: «Für jeden Forscher eine vielversprechende Herausforderung mit enormen Möglichkeiten der Kooperation und wechselseitigen Befruchtung» (S. 231), gleichzeitig eines weit verbreiteten voluntaristischen Denkens, das einen der Evaluatoren im Prozess der «Abwicklung», Wolfgang Raible, möglicherweise zu der süffisanten Bemerkung veranlasst haben mag, die Volkskunde sei «in der grauen Masse» der Historiker einer der «wenigen bunten Tupfer» gewesen (Die Abwicklung der DDR, Göttingen 1992, S. 58). Grundlage für den Weg zu «neuen Ufern» ist für Th. Scholze eine sachliche Erhellung all der Umstände, welche die DDR-Volkskunde seitens der SED und deren Organisationen beeinflussten, sie gegenüber der allgemeinen Weiterentwicklung der Geisteswissenschaften abblockten und sie so auch in ihrem eigenen hermeneutischen Streben beeinträchtigte. Trotzdem, so der Verfasser, entsprach die «historisch gewachsene theoretisch-methodische Basis der (DDR-)Volkskunde nicht dem, was politische Inanspruchnahme von ihr forderte und aus ihr gemacht hat. Sondern sie gibt ein Bild grösserer Differenziertheit, welche auch eine differenzierte Wertung einschliesst» (S. 242).

Wolfgang Jacobeit

FRIEDERIKE SCHEPPER-LAMBERS: Beerdigungen und Friedhöfe im 19. Jahrhundert in Münster, dargestellt anhand von Verordnungen und Archivalien. Münster: Cöpppenrath 1992. 212 S. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 73).

Die Dissertation von Friederike Schepper-Lambers ist eine Fallstudie über die Wandlungsprozesse im Totenbrauchtum und die Geschichte der Begräbnisplätze in Münster im 19. Jahrhundert. Ausgehend von dem Umstand, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts die Entfernung der Begräbnisplätze von den innerstädtischen Kirchen an die Peripherie der Städte stattgefunden hat, formuliert die Autorin ihre Arbeitshypothese. Die räumliche Verdrängung der Toten aus dem nahen Umkreis der Lebenden sei mit einem tiefgreifenden Einstellungswandel gegenüber dem Tod verbunden. Die ursprünglich gemeinschaftliche Verantwortung bei einem Sterbefall sei Schritt für Schritt institutionalisiert worden, «so dass die Hinterbliebenen beinahe zwangsläufig eine grössere Distanz zum Tod gewinnen mussten» (S. 4). «Am Ende dieses Prozesses steht die Ausgrenzung des Todes aus dem

alltäglichen Bereich und somit die Anonymisierung dieses so elementaren Bestandteils menschlichen Lebens, der jeden betrifft und betroffen macht» (S. 4).

Untersucht wird diese Hypothese an den «verschiedenen Stationen brauchwürdiger Handlungen vom Zeitpunkt der Aufbahrung bis hin zur Grab- und Friedhofspflege» (S. 1), und die Studie stützt sich weitgehend auf unveröffentlichtes Quellenmaterial. Schepper-Lambers beschreibt eingehend die verschiedenen Elemente des Bestattungsrituals und die nachbarschaftlichen und familiären Pflichten bei einem Todesfall. Sie zeigt, wie hygienische Reformen und ordnungsstaatliche Reglements allmählich in das traditionelle Gefüge des gemeinschaftlichen Handelns eindringen und dieses auflösen. So wird etwa die Hausaufbahrung und die dazu gehörige Totenwache durch den Bau von Leichenhallen unüblich. Einstige Ehrenpflichten der Nachbarn und Freunde wie das Tragen des Sarges zum Grabe werden nun an professionelle Hände delegiert und durch die Einführung der Leichenwägen schliesslich ganz überflüssig gemacht. Anhand der vorgestellten Beispiele erscheint die Verdrängung des Sterbens und Begrabens als ein linearer Prozess, der keine Ambivalenzen und Gegenbewegungen kennt. So werden Phänomene wie die Verlängerung der Zeitspanne vom Todesertritt bis zur Beerdigung, die durch die aufklärerischen Reformen des Bestattungswesens am Ende des 18. Jahrhunderts festgesetzt wird, nicht auf die Verdrängungsthese hin befragt. Auch scheint eine beschriebene Erhöhung des Aufwands bei der Ausstattung der Särge und dem Blumenschmuck in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Autorin nicht zu beirren.

Die Entfernung der Begräbnisplätze von den Wohngebieten, ihre Anlage und Gestaltung nach hygienischen Vorschriften, wie z.B. die Einführung des Reihengrabes und die Einführung von Totenregistern, hat auf lange Sicht ja gerade eine ausgeprägte, bisher nicht gekannte Erinnerungskultur auf den modernen Friedhöfen gefördert. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts blühten die heute noch übliche Grabpflege und der Grabbesuch auf. Auch das Errichten von Grabsteinen für nahezu alle Gesellschaftsschichten und das gründerzeitliche Repräsentationsgebaren in der Grabmalkultur entstanden als Folge der räumlichen Trennung der Toten von den Lebenden und laufen einer Anonymisierung entgegen.

Die eigentümliche Ambivalenz der hygienischen Reformen im Hinblick auf eine mögliche Distanzierung der Menschen vom Tod und den Toten wird m. E. zu wenig ins Blickfeld gerückt. Die Autorin nutzt die Vorteile einer unter verschiedenen Gesichtspunkten durchgeführten lokalen Studie, die man sich an einzelnen Punkten genauer gewünscht hätte, zu wenig. Sie schwächt ihren Ansatz, indem sie zu früh bestrebt ist, alle Veränderungen in eine Richtung zu deuten. Wenn immer wieder von der Verdrängung des Todes in der modernen Industriegesellschaft gesprochen wird, dürften übergreifende Theorien, welche diese Problematik unter zivilisationstheoretischen Gesichtspunkten (N. Elias: *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*. Frankfurt 1982) erörtern, nicht unberücksichtigt bleiben.

Barbara Happe

SUSANNA STOLZ: *Die Handwerke des Körpers*. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses. Marburg: Jonas Verlag 1992. 352 S., 129 Abb.

Der Roman «Der Medicus» des nordamerikanischen Journalisten und Romanautors Noah Gordon hat neue Umsatzrekorde aufgestellt – das Interesse am Körper und am Umgang mit ihm in früheren Zeiten scheint also popularisiert. Was fehlt, sind Bücher, die aufklären, ohne zu verklären; verklären weder in die eine noch in die andere Richtung, also weder die Gegenwart als Horrorszenario darstellen und auf die gute alte Zeit verweisen, noch ausschliesslich dem medizinischen Fortschrittsoptimismus das Wort reden nach dem Motto «Wie gut haben wir das doch heute». Dieser Forderung hält das Buch von Susanna Stolz stand. Die bei Peter Assion angefertigte Marburger Dissertation weist über den Rahmen einer akademischen Prüfungsleistung weit hinaus und darf sich ohne weiteres als Sachbuch für den Gebildeten verstehen.

Die religiösen und theologischen Wurzeln der stetigen Veränderungen des Körperverständnisses seit dem Mittelalter, der in den Handwerken des Körpers aufscheinende Ausdruck sich wandelnder Weltbilder und damit neuer Distinktionsprägungen wird sehr ernst genommen und stringent dokumentiert, nicht ohne einer gewissen Komik Raum zu geben. Es sei eine Stelle wiedergegeben, in der ein Zisterzienser über seine Körperwahrnehmungen berichtet, deren Entäusserungsformen er als vom Bösen bestimmt ansieht – eine Art Rechtfertigungsgeschichte. «Nichts Unangenehmes gibt es natürlicherweise: Appetitlosigkeit, Blähungen des Bauches, Zahnweh, der Rausch nach Genuss guten Weines, Unaufmerksamkeit, Schläfrigkeit usw. – alles wird ausschliesslich von den Dämonischen Feinden um uns und in uns bewirkt. In jedem Laut, vom Gewitter bis zum Lachen, Räuspern,

Seufzen, Niesen, Schneuzen, besonders aber im Husten manifestieren sich ihre Stimmen, denn dadurch sprechen sie miteinander. Aber jedes Geräusch, das es gibt, ist ihre Stimme! Sie schnarchen so laut aus der Nase, dass der Nebenmönch im Chor meint, man wäre tief eingeschlafen.»

Statt der Askese wird mit dem Barock die Leiborientiertheit möglich – in Sexualität, Speisen, Hygiene, Schmuck und z. B. Frisur wandelt sie sich zu einem schillernden Selbstdarstellungsmedium. Hierher gehört auch die Nacktheit. Wir erinnern uns alle der phänomenalen Ausstellung zur Geschichte der Aktfotografie, die unter dem Anspruch «Ästhetik, Geschichte, Ideologie» auftrat und in der sich zum mittelalterlichen Badehaus Sätze finden wie: «Die weitverbreiteten Geschlechtskrankheiten forderten ja geradezu eine . . . genitale Perspektive . . . nicht weil etwa das Mittelalter die Scham überwunden hätte» («Aktfoto», S. 18), sondern weil die Angst vor Lustseuchen eine genaue Betrachtung der menschlichen Umgebung geraten sein liess.

Die Autorin attestiert ein wenig schnippisch den überwiegend männlichen Kollegen, das Interesse an den mittelalterlichen Badestuben stamme aus «wissenschaftlicher Geilheit» – das trifft den Nagel ebensowenig auf den Kopf wie der mir jüngst begegnete Vorwurf, wer Arbeiterkultur erforsche, müsse Kommunist sein. Gut in Erinnerung blieb uns allen jener groteske Kampf, den Hans-Peter Duerr gegen Norbert Elias am Beispiel von Nacktheit und Scham unter Verwendung völlig ungesicherter und auch nicht passender Quellen ausfocht.

Schliesslich gab es da noch den «Kopf des Körpers» aus Tübingen, dem eine Antwort mit dem Titel «Übriges» folgte, und schliesslich: «Wasser und Seife, Puder und Parfum». Die Arbeit des französischen Soziologen (nicht, wie es erwartenswert gewesen wäre: Historikers) Vigarello mag ein wenig Vorbild für Frau Stolz gewesen sein, denn untersucht werden sollten laut Titel ja nicht die «Körperhandwerke», sondern «Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses». Das ist ein wenig unpräzise, denn hier interessiert nicht das historische Körperverständnis der Menschen im Mittelalter, Barock und 19. Jahrhundert – und um diese drei historischen Phasen geht es der Autorin im Spiegel der «Körperhandwerke» –, sondern das damalige Körperverständnis in seinen Äusserungen aus heutiger historischer Perspektive. Die Arbeiten z. B. von LeGoff oder Gleichmann werden von Frau Stolz ebenso herangezogen wie die Zunftunterlagen ausgewählter südwestdeutscher Archive und der erreichbaren sekundären Quellen.

Das Buch von Frau Stolz lenkt den Blick auf die Arbeitskultur, die spätestens seit dem letzten volkskundlichen Kongress zur «Arbeiterkultur» im Zentrum des Interesses nun auch wieder der mit der Arbeiter- und Arbeitskultur zu vereinenden volkskundlichen Handwerksforschung steht.

Andreas Kuntz

Literatur:

- Barche, M./Köhler, M. (Hg.): Das Aktfoto. Ästhetik, Geschichte, Ideologie. München 1992.
 Duerr, H. P.: Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Bd. I. Frankfurt 1988.
 Jeggel, U.: Der Kopf des Körpers. Eine volkskundliche Anatomie. Weinheim, Basel 1986.
 Vigarello, G.: Wasser und Seife, Puder und Parfum. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt 1988.

HILDEGARD MANNHEIMS: Wie wird ein Inventar erstellt? Rechtskommentare als Quelle der volkskundlichen Forschung. Münster: Coppenrath 1991. VIII, 465 S., Tab. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 72).

Die zu besprechende Arbeit ist eine breit angelegte Untersuchung über württembergische Inventare (wofür das Titelfoto eigentlich nicht passt) mit einem umfassenden wissenschaftlichen Apparat (Literaturverzeichnis, Inventar-Repertorien und Glossar). Sie besteht aus drei Teilen: 1. Inventuren und Teilungen in Württemberg, 2. Württembergische Inventar-Repertorien von 1605–1892 sowie 3. Inventar-Repertorien als Quelle und als Massstab für die Inventarforschung?

Die Inventarisierung ist ein Erfordernis des Rechts. Sie dient vor allem zur Feststellung des von der Ehefrau eingebrachten Vermögens, des Kindesvermögens, des Nachlasses und der Konkursmasse. Die Quellen hierzu sind daher in den zeitgenössischen Normen zu suchen; für Württemberg liegt hierfür das Württembergische Landrecht in seinen verschiedenen Fassungen am nächsten. Leider schreibt die Verfasserin hierzu: «Die Aufnahme und Durchführung der sogenannten Inventuren und Teilungen entspringt dem privaten Erbrecht. Auf die komplizierte württembergische Rechtslage mit all ihren Ausnahmen und Sonderregelungen eingehen zu wollen, würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen und ist hier auch von untergeordnetem Interesse» (S. 28). Dem kann sich der

Rezensent in keiner Weise anschliessen. Der Verfasserin ist zwar zuzugestehen, dass sich die deutsche Rechtsgeschichte mit den Inventaren kaum befasst hat. Das Wort fehlt in den Sachverzeichnissen aller einschlägigen Monographien inklusive des «Handwörterbuches der deutschen Rechtsgeschichte». Dennoch ist die zeitgenössische Gesetzgebung Grundlage der Inventurpflicht. Die Inventarisierung selbst oblag in der Regel, wie die Verfasserin richtig bemerkt (S. 39), den Schreibern und den Notaren. Diese wiederum folgten dem Muster von Repertorien, die die Verfasserin in mustergültiger Weise darstellt (S. 55 ff.). Auch werden im Anhang die biographischen Daten der Verfasser dieser Repertorien angegeben. Vergleichsweise werden die Repertorien Badens herangezogen.

Der dritte Teil, dessen Titelfrage von der Verfasserin zu Recht bejaht wird (S. 245), enthält eine ausführliche Darstellung und Lokalisierung der inventarisierten Gegenstände, was namentlich für die Sachvolkskunde von grossem Wert sein wird.

Obwohl der Sockel der Arbeit, der die rechtshistorische Grundlagenforschung hätte erbringen müssen, fehlt, die Arbeit daher diese Grundlagen nicht berücksichtigt, was methodisch zu beanstanden ist, ist sie eine für die spätere Forschung wertvolle Informationsquelle, weil sie reich dokumentiert, quellenmässig und analytisch breit abgestützt ist.

Theodor Bühler

ANTON GÖSSI/JOSEF BANNWART (Hg.): Die Protokolle der bischöflichen Visitationen des 18. Jahrhunderts im Kanton Luzern. Luzern: Rex-Verlag 1992. 546 S., Tab., 2 Karten. (Luzerner historische Veröffentlichungen, 27).

Es handelt sich um eine mustergültige Edition von acht (lateinischen) Protokollreihen der bischöflichen Visitationen im Kanton Luzern von 1701 bis 1780 mit allen wünschenswerten Erläuterungen (darunter auch ein Glossar). Die Protokolle gehen auf das Verhör sämtlicher Geistlicher des Kantons Luzern (mitsamt grenzüberschreitenden Dekanaten) nach folgenden Hauptthemen zurück: Personalien, sittlich-religiöses Verhalten, Ausübung des geistlichen Amtes, Pfarrei und Kirchgemeinde (auch Schulen, Hebammenwesen), Gebäulichkeiten. Die Protokolle erweisen sich als wertvolle Quelle für die Volkskunde, wenn die entsprechenden Daten meist auch nur nebenbei ins Gespräch kommen. Erwähnungen (und zum Teil Ausführungen) finden sich z. B. über: Kindsvertrenkethen (ausgelassene Feier nach einer Kindsgeburt), Hochzeitsumgang mit Trommlern und Pfeifern (und schon reichlich angetrunkenen Gästen), Versehgang, Fasnachtslustbarkeiten, Hirsmontag (nach dem 1. Fastensonntag, mit Maskengehen), Musegger Umgang (Musegger Ablass), Kommunionzettel an Ostern (wurden meist nicht ausgeteilt), Auffahrtsumritte, Tänze am Kirchweihfest, Rosenkranzgebet an Sonn- und Festtagen, «Zehnständiges Gebet», nächtliche Zusammenkünfte der Jugendlichen, sonntäglicher Kirchgang mit Wirtshausbesuch (schon vor der Messe), Bruderschaften, neue Wallfahrtsorte (z. B. für die Erweckung und Taufe toter Kinder), Volksmedizin durch Geistliche und Laien, allerlei Aberglauben und Magie (z. B. Spiegel zur Aufklärung von Diebstählen), für das Volk anstössiges Verhalten von Geistlichen, Wirtshäuser und Wirtshausnamen, Nahrung und Kleidung. Die volkscundlich relevanten Daten finden sich allerdings meist nicht im Register. Wer sich aber die Mühe nimmt, die Protokolle auf die Alltagskultur hin zu durchforsten, wird reichen Gewinn finden.

Walter Heim

KARL ZIMMERMANN: Baumsarg und «Totenbaum». Zu einer Bestattung unter dem Berner Münster. Bern: Stämpfli 1992. 142 S., Abb., Karten. (Acta Bernensia, 11).

Ausgangspunkt dieser ausgezeichneten Studie über Baumsargbestattungen in Europa ist ein im Jahre 1871 bei Bauarbeiten im Berner Münster freigelegter Sarg, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand und der nach Aufzeichnungen des damaligen Beobachters Karl Howald (1834–1904) «auf eine sehr primitive Beerdigungsart schliessen liess». Dieser Fund, der sich im zentralen Vorderschiff der zweiten Leutkirche in gleicher Tiefe wie weitere mögliche Überreste einer frühmittelalterlichen Siedlung befand, wurde seither als Indiz für eine frühmittelalterliche Besiedlung des Münsterareals angesehen.

Da die lückenhafte Grabungsdokumentation und der Verlust des damaligen Baumsarges heute keine Datierung mehr zulassen (was mit Hilfe der Dendrochronologie möglich wäre), verlässt Zimmermann die lokale Spurensicherung und begibt sich auf die Suche nach dem Ursprung und der Verbreitung der Baumsargbestattungen in Europa. Die ältesten Nachweise von Baumsärgen reichen bis ins mitteleuropäische Frühneolithikum zurück, um in der Merowingerzeit vor allem im 6. und

7. Jahrhundert eine auffallende Verbreitungsdichte in den Reihengräberfeldern der alemannischen Siedlungsgebiete zu gewinnen. In nachmerowingischer Zeit konzentrieren sich die Baumsargfunde auf Nordrhein-Westfalen mit einer weitmaschigen Streuung in Richtung Elbemündung, wo sie zu einem Siedlungsgebiet bzw. Kirchhof gehören, um im 12./13. Jahrhundert weitgehend zu versiegen. Der ganze alemannische Raum, wo aus dem 5.–7. Jahrhundert zahlreiche Baumsargbestattungen nachgewiesen sind, erweist sich in späteren Zeiten als völlig fundleer.

Bemerkenswert und befremdend zugleich ist nun, dass der Begriff «Totenbaum», der in den Schriftzeugnissen vereinzelt bis in das frühe 14. Jahrhundert zurückreicht, erst ein Jahrhundert nach der bislang jüngsten überlieferten Baumsargbestattung in Europa nachweisbar ist. Hinzu kommt bei dieser zeitlichen Diskrepanz, dass die hauptsächliche sprachliche Verbreitung des Begriffs «Totenbaum» ein ziemlich klar begrenztes alemannisches Gebiet im schweizerischen, südwestdeutschen und elsässischen Raum umfasst, wo es keine nachmerowingischen Baumbestattungen mehr gab, so dass im sprachlichen Kerngebiet des «Toten-Baumes» zwischen archäologisch nachgewiesener Baumsargsitte und schriftlich bezeugtem Totenbaum eine zeitliche Lücke von mehr als einem halben Jahrtausend klafft. Der Begriff Totenbaum wird hier zunächst von dem Ausdruck Totenbahre und schliesslich im 18. und 19. Jahrhundert von dem synonym verwendeten Wort Sarg verdrängt.

Für die Deutung der Baumsargbestattung unter dem Berner Münster werden nun erneut die historische Topographie des Fundortes und die Vergleichsfunde aus Westfalen zu Rate gezogen. Zimmermann kreist den in Frage kommenden Datierungszeitpunkt der Baumsargbestattung auf das 9.–11. Jahrhundert ein und zieht eine zeitliche Verknüpfung mit der sakralen Bautradition auf dem Münsterplatz in Betracht. Jüngste Grabungen förderten in der Nähe des Münsters die Fundamente eines ersten bubenbergischen Sässhauses auf vorher nicht bebautem Boden zutage, das in der Zeit des traditionellen Stadtgründungsdatums 1191 durch die Zähringer entstanden sein soll. Dies lässt auch die Datierung des Baumsarges in das 12./13. Jahrhundert als immer wahrscheinlicher erscheinen, weil damals die erste Kirche von den Zähringern erbaut wurde.

Als reizvoll erweist sich für Zimmermann nun der Umstand, dass man im mittelalterlichen Bern alljährlich die Erinnerung an einen Sohn des Stadtgründers der Zähringer, der im Chor der Kirche beigesetzt war, feierlich beging, womit sich der Kreis in harmonischer Weise schliesst. Letzteres gibt Zimmermann aber als das Wunschdenken eines Historikers zu erkennen.

Zimmermann ist es hervorragend gelungen, eine lokale Problemstellung mit der übergeordneten Frage nach der Entwicklung der Sargbestattungen in Europa zu verknüpfen. Ausgehend von dem Einzelfund entwirft er eine ungewöhnlich spannend zu lesende, sprachlich dichte und materialreiche Studie über die Verbreitung des Baumsarges in Europa. Nicht zuletzt mit der Präsentation von so seltenen Funden wie der Fotografie einer Baumsargbestattung in Bosnien aus dem Jahre 1939 hat der Autor auch bei mir die Faszination für den «Baumsarg» geweckt.

Barbara Happe

MÄRCHEN AUS SIZILIEN. Gesammelt von Giuseppe Pitrè. Übersetzt und hg. von Rudolf Schenda und Doris Senn. München: Diederichs 1991. 368 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Mit dem Band Sizilien sind die «Märchen der Weltliteratur» um ein wahres Juwel erweitert worden. Rudolf Schenda und Doris Senn legen hier erstmals eine Auswahl der Sammlung sizilianischer Märchen von Giuseppe Pitrè vor, über hundert Jahre nach Erscheinen der Originaltexte. Sie leisten damit Pionierarbeit und würdigen das Werk eines aussergewöhnlichen Menschen und Forschers, der mit bewundernswerter, nie versiegender Energie rund 80 Bände zu den verschiedensten volkskundlichen Themen herausgegeben hat, zusammen mit Salvatore Salomone-Marino eine wissenschaftliche Zeitschrift von europäischem Rang edierte (*Archivio per lo studio delle tradizioni popolari*, 24 Bände, 1882–1909) und mit massgeblichen Fachkollegen seiner Zeit in regem Briefwechsel stand.

Die Herausgeber der «Märchen aus Sizilien» zeichnen ein von Hochschätzung und grosser Sympathie geprägtes Bild Giuseppe Pitrès (1841–1916): Der Werdegang vom Jesuitenzögling zum promovierten Mediziner (mit einem kurzen Zwischenspiel bei der garibaldischen Marine im November 1860), die Begeisterung für Philologie und volkskundliche Forschung, der unermüdliche Schaffensdrang (Pitrè hatte seinen Einspänner zu einem Studierzimmer umfunktioniert, um auch zwischen den Krankenbesuchen arbeiten zu können!), dem wir ein monumentales ethnologisches Quellenmaterial von europäischem Rang verdanken.

Als Band 4–7 der «Biblioteca delle Tradizioni Popolari Siciliane» (insgesamt 25 Bände) erschienen 1875 die «Fiabe, Novelle e Racconti popolari siciliane» (mit einer Grammatik des Sizilianischen und

einem Glossar). Pitrè hatte das grossartige Werk unter grössten Anstrengungen fertiggestellt. Er selbst hatte vor allem in Palermo gesammelt; in anderen Regionen konnte er sich auf ein Netz von Mitarbeitern stützen (über die das ausgezeichnete Nachwort informiert, das Rudolf Schenda verfasst und Doris Senn kritisch durchgesehen und ergänzt hat; es ist in folgende Unterkapitel gegliedert: Giuseppe Pitrè und seine sizilianischen Märchen – Risorgimento und Volksforschung – Der Mensch und seine Arbeit – Die Märchensammlungen – Erzählerinnen, Erzähler, Mitarbeiter – Erzählen und «stenographieren» – Die Welt der Märchenfiguren – Die Rezeption: Was sagten die Zeitgenossen?).

Es war Pitrè ein tiefes Anliegen, die Texte in der sizilianischen Originalversion herauszugeben und mit einem ausführlichen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat zu versehen. Einen besonders reichen Märchenschatz fand er bei den Frauen, allen voran bei seiner Amme, der berühmten Agatuzza Messia, die über einen Schatz kunstvoll erzählter Texte verfügte. Daneben sind aber auch andere Erzählerinnen zu nennen: die blinde Rosa Brusca, die Dienstmagd Elisabetta Sanfratello, die Bäuerin Angela Puleo, die Wäscherin Francesca Amato, die Schülerin Mara Curatolo, usw. Die männlichen Gewährspersonen kannten eher Schwänke und Legenden und hatten nur etwa ein halb so grosses Repertoire wie die Frauen. Mit dieser Sammlung setzte Pitrè seiner Heimat Sizilien ein beeindruckendes Denkmal und verhalf der italienischen Märchenforschung zu internationalem Prestige. Die sizilianischen Märchen zeichnen sich durch grosse Frische und Lebendigkeit aus. Man spürt die Lust am Ausmalen: Der Palast des Königs etwa, die festliche Hochzeitstafel, die Garderobe der Gäste werden detailreich beschrieben. Besonders auffallend ist auch die Vorliebe für witzige Dialoge und das gegenseitige Necken (beispielsweise zwischen Mann und Frau). Dabei wird auch Deftiges keineswegs ausgespart.

Man lernt Helden und vor allem Heldinnen kennen, die oft in bitterer Armut leben und Analphabeten sind, sich aber dank ihrer Unerschrockenheit, Lebenstüchtigkeit und List zu helfen wissen. Die Frauen in den sizilianischen Märchen entsprechen keineswegs der üblichen Klischeevorstellung. Sie werden zwar von den Männern eifersüchtig behütet und sogar eingemauert, aber sie sind sehr wohl imstande, sich aus den gesellschaftlichen Zwängen zu befreien und in Liebes- und anderen Dingen selbst zu entscheiden. Es ist auch die Rede von aussergewöhnlich emanzipierten Frauen: Die kluge Catarina führt eine demokratische Schule, wo der Köhlersohn neben der Fürstentochter sitzt und der junge König eine heruntergehauen bekommt, weil er auf eine knifflige Frage keine Antwort weiss. Wir haben es nicht selten mit selbstbewussten Menschen zu tun, die zwar magische Hilfe erfahren, aber dem Glück gelegentlich auch selbst nachhelfen und wissen, dass Geld manchmal übernatürliche Kräfte ersetzen kann.

Diese und andere sozialhistorische Aspekte (starke Verwurzelung der Monarchie in der sizilianischen Mentalität, Prägung durch die vielen Fremdherrschaften) werden in den ausführlichen, sehr hilfreichen Anmerkungen (erste Fassung von Doris Senn, Durchsicht und Ergänzungen von Rudolf Schenda) vertieft. Die umfassenden Verweise auf die internationalen und italienischen Typenregister (Cirese/Serafini, Lo Nigro) zeigen, dass bekannte Motive in Sizilien oft ganz eigen ausgeprägt sind und dass das alte italienische Märchenerbe höchst aktiv weitertradiert wurde. Zahlreiche bibliographische Angaben und Hinweise auf das sizilianische Brauchtum (beispielsweise Zuckerpuppenbrauch, Johannisbruderschaft) vervollständigen die Anmerkungen. Bei der Auswahl der 50 Texte (vorwiegend Märchen und einige Sagen) wurde nicht nur «Ideales» einbezogen. Es ging den Herausgebern darum, das gesamte Spektrum mündlichen Erzählens zu dokumentieren, das heisst auch weniger glatte oder lückenhafte Texte, stumpfe und bunt vermischte Motive zu berücksichtigen. Besonders lobend ist auch die Übersetzung zu erwähnen. Sie belässt die Texte ungeschönt und erhält ihnen damit die Unmittelbarkeit. Ausgezeichnete Lösungen haben die Herausgeber für die poetischen Einschübe und Schlussformeln gefunden, die in der deutschen Übersetzung genauso überzeugen wie im Sizilianischen. Kurzum: Ein durch und durch gelungener Band, der wissenschaftliche Massstäbe setzt und im deutschen Sprachraum eine gravierende Lücke schliesst (die Rezeption der Pitrè-Märchen war in den angloamerikanischen Ländern viel lebhafter). Und was ihn darüber hinaus ganz besonders empfehlenswert macht, ist die deutlich spürbare Zuneigung zu Sizilien und seinen Menschen, die leider allzuoft nur in Negativschlagzeilen erscheinen. *Pia Todorovic-Strähl*

DIE KARTOFFEL. Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze. Hg. i.A. der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, Niedersächsisches Freilichtmuseum von Helmut Ottenjann und Karl-Heinz Ziessow. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1992. 396 S., Abb. (Arbeit und Leben auf dem Lande, 1).

Das Deutsche Landwirtschaftsmuseum in Hohenheim/Stuttgart, das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum (Volkskunde) in Schleswig sowie die Freilichtmuseen für Niedersachsen in Cloppenburg, für die Lüneburger Heide in Kiekeberg und für Franken in Bad Windsheim haben sich vor einigen Jahren unter der Bezeichnung «Arbeit und Leben auf dem Lande» zu einem Ausstellungsverbund zusammengeschlossen – eine ausserordentlich glückliche Idee! Eine erste reiche Ernte konnte mit der Sonderausstellung «Die Kartoffel, Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze» bereits eingefahren werden. Das vorliegende Begleitbuch (es handelt sich nicht um einen Ausstellungskatalog), das erste einer neuen Schriftenreihe, präsentiert auf rund 350 Seiten insgesamt 21 Beiträge, gefolgt von einer umfassenden, 28seitigen Bibliographie, die in sehr verdienstvoller Weise auch die ältere Literatur seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verzeichnet.

Die Aufsätze sind in zwei grosse Abschnitte gegliedert: «Geschichte – Kulturgeschichte» und «Landwirtschaft – Botanik». Nach Gesamtdarstellungen folgen jeweils Regionalstudien bzw. «Exemplarische Einblicke». Von den Überblicksdarstellungen dürften vor allem die folgenden (auch bei nicht mit den norddeutschen Verhältnissen vertrauten Lesern) Interesse finden: nach europäischen Küstenländern geordnete «Entdeckungsreisen der Kartoffel in Europa» mit einem abschliessenden Kapitel über den Zusammenhang von Kartoffelanbau und Bevölkerungswachstum in protoindustriellen Regionen Europas, wobei allerdings die Schweiz fehlt (*Karl-Heinz Ziessow*); Nachrichten über die Kartoffeln in der älteren Literatur (*Klaus-Peter Müller*), in der Hausväterliteratur und in den ökonomischen Schriften des 18. Jahrhunderts (*Bettina Niemeck*) sowie in der volksaufklärerischen Literatur (*Holger Böning*); Kartoffelspeisen des 19. Jahrhunderts in Norddeutschland (*Günter Wiegelmann*); Intensivierung der Landwirtschaft durch den Kartoffelbau zwischen 1750 und 1914 (*Walter Achilles*); Technik des Kartoffelanbaus (*Klaus Herrmann*); die Kartoffel als Kulturpflanze (*Georg Brazda*); biotechnologische Züchtungsmethoden (*Elke Haase*).

Regionalstudien befassen sich mit Nordbayern, der Lüneburger Heide, dem Oldenburger Münsterland und dem Raum Osnabrück-Bramsche sowie mit den landwirtschaftlichen Vereinen in Badbergen und Bramsche. Einzelstudien schliesslich behandeln das Agrarprodukt Kartoffel, tiefgefrorene Kartoffelprodukte und Kartoffelbranntwein sowie die Geschichte der Firmen Grimme und Pfanni. Mit den Schlagwörtern «Kunst, Kitsch und Kuriositäten» wird auch das Pfanni-Kunstarchiv vorgestellt (*Barbara Kosler*), das vor allem eine umfangreiche Bildersammlung und eine grosse Bibliothek, ferner auch Geräte und Raritäten besitzt.

Eine farbige Graphik als Frontispiz zeigt, wie der Kartoffelertrag seit 1850 vervierfacht wurde, während der Konsum in Deutschland heute mit 6 kg/Monat nur noch rund 60% des damaligen Verzehrs beträgt; um die Jahrhundertwende hatte er mit 24 kg einen Höhepunkt erreicht. Dies als Beispiel für andere graphische Darstellungen und vor allem für zahlreiche, auch farbige Abbildungen, die dem Band beigegeben sind.

Das interdisziplinär angelegte Buch vereinigt nützliche, allgemeine Darstellungen und Übersichten mit sehr spezialisierten, nur eine regionale Leserschaft ansprechenden Abhandlungen, die jedoch Anregung für ähnliche – und sehr nötige! – Forschungsarbeiten in der Schweiz sein könnten.

Martin R. Schärer

BARBARA HAPPE: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1991. 241 S., Abb. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 77).

Die an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen entstandene Dissertation von Barbara Happe geht auf ein Forschungsprojekt über die Sepulkralkultur im deutschsprachigen Raum von 1750 bis 1850 zurück, in dessen Rahmen die Autorin den Stadtfriedhof von Tübingen und den Friedhof «Unter den Linden» in Reutlingen untersucht hatte. Erschienen in letzter Zeit Werke über den Umgang mit dem Tod in städtischer Zahl (ein nach Happe erschienenes Werk aus der Schweiz: Martin Illi: *Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt*. Zürich 1992), sind jetzt in der Tübinger Publikation topographische Eigenheiten jüngerer deutscher Friedhöfe erstmals in einer empirisch begründeten Studie systematisch dargestellt, wobei weniger die Lage der grossen neuzeitlichen Bestattungsplätze vor den Stadtkernen, also ihre Einordnung in den modernen Stadtplan, als ihre innere Gliederung betrachtet wird.

Am Ausgangspunkt der Abhandlung stehen drei Fallstudien; neben den schon erwähnten Anlagen wird auch noch der Hedinger Friedhof in Sigmaringen ausführlich gewürdigt. Daran schliesst eine vergleichende Kurzcharakterisierung von 31 Friedhöfen an, darunter als Beispiele aus der Schweiz

der «Kannenfeldgottesacker» und der «Wolfgottesacker» in Basel. Von diesen zwei Neueinrichtungen aus den 1860er Jahren sind Gestaltungspläne aus dem Staatsarchiv Basel abgedruckt, wie die Arbeit überhaupt auf hervorragendem Quellenmaterial aus den Stadt- und andern Archiven basiert, welches zum Teil erstmals veröffentlicht wird. Es ist ein Vorzug der Untersuchung, verwaltungsgeschichtliche und kirchengeschichtliche Dokumente mit dem Erscheinungsbild der Bestattungsorte in Beziehung gebracht zu haben. So gelingt es der Autorin nachzuweisen, wie stark sich die Beziehung zu den Gottesäckern seit dem 18. Jahrhundert wandelte, und Fehlurteile der älteren, eher auf theoretischen Erwägungen fussenden Friedhofsforschung zu korrigieren.

Ein Buchabschnitt ist der Entwicklung des Begräbniswesens seit dem späten Mittelalter gewidmet. Luthers Forderung, die Grabplätze seien aus den Städten hinauszuverlegen, fand schon im 16. Jahrhundert Gehör. Geistesgeschichtlich ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, dass die Grablegen von der Kirche und damit vom Ort liturgischer Handlungen getrennt wurden. Das kam bald auch bei katholischen Orten vor. In der frühen Neuzeit zwang ein stetiges Bevölkerungswachstum zum Verlassen der manchmal überbelegten alten Friedhöfe. Eine umfangreiche Publizistik beklagte unhaltbare hygienische Zustände. Den markanten Einschnitt bildete das Verbot von Kirchenbestattungen und die Säkularisierung des Friedhofswesens, für das jetzt die weltlichen Stadtbehörden zuständig waren.

Im untersuchten geographischen und zeitlichen Bereich sind vier Typen von Friedhöfen zu unterscheiden. Diese waren zunächst in der Regel anspruchslose, minimal strukturierte und wenig gepflegte Zweckeinrichtungen (allerdings kann in einigen Ortschaften die dürftige Quellenlage für die Zuordnung eines Platzes in diese Kategorie bestimmend gewesen sein). Aus der allgemeinen Entwicklung ragt der Typus des Camposanto heraus, ein meistens quadratisches Areal, das von Arkadengängen oder Nischenreihen an den Umfassungsmauern begrenzt war. Die zuerst in Pisa im 13. Jahrhundert nachgewiesene Einrichtung tritt im deutschsprachigen Gebiet selten auf, in abgewandelter Form etwa im Südfriedhof von München. Die Nischen dienten als Familiengräber. Typengeschichtlich höchst wichtige Quellen aus Luzern zeigen, wie dort im 17. Jahrhundert das vererbte Recht auf einen Grabplatz innerhalb der Kirche auf eine Grablege im neuen Aussenfriedhof übertragen wurde (S. 209f., mit Abbildung).

Bei den meisten der untersuchten Städte führte die Friedhofsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert indessen zunächst zu einer einfachen geometrischen Feldereinteilung mit kreuzweise angelegten Wegen. Die herkömmliche Verteilung der Gräber nach sozialem Rang oder Verwandtschaften sollte einem regelmässigen Belegungsschema weichen, das einen sparsamen und hygienischen Bestattungsbetrieb zulies. Die Anordnung der Grabplätze in Reihen, die Führung von Grabregistern und Vorschriften über Form und Platzierung von Grabdenkmälern liessen eine umfassende Friedhofsverwaltung entstehen. (Noch) nicht benützte Flächen der Friedhofsareale waren bis weit ins 19. Jahrhundert der landwirtschaftlichen (und manchmal auch einer gewerblichen) Nutzung überlassen, bevor die Friedhofsangestellten ausreichende Besoldung erhielten.

Eine zusätzliche Funktion hatten die Friedhöfe seit dem 19. Jahrhundert allmählich zu erfüllen, als die strengen, schmucklosen Flächen teilweise durch Parklandschaften ersetzt wurden (das gilt auch für die zwei Basler Beispiele). Baumgruppen oder Gebüsche beleben vor allem Randzonen und gelegentlich innere Flächen der Areale, statt geraden kommen freie Wegführungen vor; die geschichtlichen Quellen sprechen vom Bedürfnis nach stimmungsvollen, freundlichen Gartenanlagen, welche die Besucher Trost in der Natur finden liessen.

Die Arbeit füllt eine Lücke in der siedlungsgeschichtlichen Forschung und gibt einen Massstab für die Untersuchung anderer Beispiele. Sie schliesst mit der Anregung, weitere einschlägige Primärquellen aufzuarbeiten, und gibt im Anhang ein Verzeichnis von Friedhofs- und Leichenordnungen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.

Peter Kaiser

FORSCHUNGEN ZUR RECHTSARCHÄOLOGIE UND RECHTLICHEN VOLKSKUNDE, 14. Hg. von Louis Carlen. Zürich: Schulthess 1992. 127 S., Abb.

Leopold Kretzenbacher, inzwischen achtzigjährig geworden, den *Louis Carlen* in der Einleitung zu diesem Band würdigt, schildert einen Grabstättenstreit zwischen dem Dekan Dr. Maximilian Kreuzer einerseits und den Oberen des Kapuzinerklosters Mureck. Es ging dabei um den Leichnam des inzwischen den Ruf der Heiligkeit geniessenden P. Giovanni Antonio di Lucca, der entgegen der Ordensregel nicht in «seinem» Ordenskloster beigesetzt wurde, sondern in der Pfarrkirche «Maria am Himmelberg». Dabei besiegte die Macht des Faktischen das geltende Ordensrecht, weil eine

Exhumierung nicht nur Blitz und Donner, sondern auch den lokalen Volkszorn bewirkt hätte, wobei der Segen des Pilgertourismus schon 1714/15 eine massgebende Rolle gespielt hatte.

Brigitte Janz geht in ihrem reich bebilderten Beitrag den Spuren Eikes von Reggow, des Verfassers des *Sachsenspiegels* nach und stellt in anschaulicher Weise den Stand der Forschung über diese immer noch schwer fassbare Persönlichkeit dar. Überzeugend ist ihre Auslegung des biographischen Teils der Reimvorrede, wonach der Graf von Falkenstein nur die deutsche Fassung des ursprünglich lateinisch geschriebenen *Sachsenspiegels* angeregt hätte. Brigitte Janz behandelt sodann die beiden Stellen, die den sog. Erbenlaub behandeln, die dazugehörigen Bilder der Bilderhandschriften sowie die zeitgenössische Kommentierung dieser Stellen und berührt eine ganz zentrale Rechtsfrage des Mittelalters, die Testierfreiheit.

Der St. Galler Stiftsarchivar *Werner Vogler* veröffentlicht auf Grund eigener Forschungen seinen auch vor der Sektion Zürich gehaltenen Vortrag über die Kerzner der Abtei Pfäfers, und *Hans Conradin Faussner* erwidert darauf mit einem Diskussionsbeitrag. Die Diskussion dreht sich um die Frage, ob es sich bei den «Kerzner» um ursprüngliche Eigenleute der Abtei Pfäfers handelt, die auf Grund ihrer Dienstleistungen sozial aufgestiegen sind. Das Wachs für die Kerzen insbesondere an Lichtmess wäre dann eine Reminiszenz ihrer Abgabepflicht.

Die Bedeutung der Rechtssprache für das Verständnis, die Entwicklung und die Verbreitung des Instituts der *Arrha* zeigt sehr anschaulich *Angelo Garovi* anhand des Wortes *Kaparre*, wobei er – wie er auf S. 103 selber schreibt – auf die Onomasiologie, Semiologie, Rechtsgeschichte und Volkskunde zurückgreift und dabei auch die Karte aus dem «Atlas der Schweizerischen Volkskunde» zu den Bräuchen beim Kaufabschluss und den dazugehörigen Kommentar von *Elsbeth Liebl* mitbenutzt.

Die im Spätmittelalter entstandene Schrift des *Jacobus de Thermo*, «*Consolatio peccatorum seu processus Luciferi contra Jhesum Christum*», besser bekannt unter dem Namen «*Belial*», wurde als Lehrbuch für das kanonische Prozessrecht verwendet. Die einzige illustrierte Ausgabe, die in den nördlichen Niederlanden erschienen ist, und ihre Holzschnitte sind Gegenstand des Beitrages von *Margriet Becker-Moelands*.

Einmal mehr enthalten die «Forschungen» wichtige Beiträge zu Kernfragen im Grenzbereich von Recht und Volkskunde.

Theodor Bühler

NIKOLAUS GRASS: *Alm und Wein. Aufsätze aus Rechts- und Wirtschaftsgeschichte*. Hg. von Louis Carlen und Hans Constantin Faussner. Hildesheim: Weidmann 1990, 435 S., Abb., Ill.

Nach einem 1983 erschienenen Sammelband zur *Capella regia*¹ werden nun von den gleichen Herausgebern die gesammelten Aufsätze des Innsbrucker Gelehrten zu seinem zweiten Hauptforschungsgebiet², dem Recht der Almen, sowie zum Weinrecht vorgelegt. Es sind dies Gebiete, die den Verfasser schon von Beginn seiner Forschungstätigkeit an beschäftigten und in denen er auch durch Abfassung bzw. Bearbeitung der massgebenden Monographien³ hervorgetreten ist. Wir haben es also mit dem besten lebenden Kenner von Almwirtschaft und Weinbau in Recht, Geschichte und Volkskunde zu tun, eine Tatsache, die seinen Ausführungen das rechte Gewicht verleiht.

Der Viehtrieb auf die Almen ist in Europa der «ins Vertikale verlängerte» letzte Rest des ursprünglichen Nomadismus der Indogermanen. Er ist zwar in den Alpen am bekanntesten und am weitesten durchgebildet, findet sich daneben jedoch ebenso in den Pyrenäen wie im norwegischen Fjäll, im Kaukasus, in den Karpathen und in der Tatra ebenso wie auf Island. Das Almrecht darf daher über den Kreis der Rechtshistoriker und rechtlichen Volkskundler hinaus ein allgemeineres Interesse der Juristen beanspruchen, wird doch gerade für die europäische Grossfamilie eine tief vom Nomadentum beeinflusste Rechtsmentalität als grundlegend angenommen⁴. Dies vorausgesandt, sollen nun die wesentlichen konkreten Erkenntnisse des Verfassers kurz vorgetragen werden.

Eine extensive Bewirtschaftung der Almweiden oberhalb der Baumgrenze, deren Anfänge durch die kürzliche Auffindung «*Ötzis*», einer im Similaun-Gletscher der Ötztaler Alpen mehrere tausend Jahre lang konservierten männlichen Leiche⁵, auch ein breiteres Publikum wieder interessieren, kann nach der archäologischen und sprachgeschichtlichen Überlieferung bereits für die kelto-illyrische Zeit zum Teil in Zusammenhang mit dem verbreiteten Bergbau in den Hochalpen angenommen werden und ist für die folgende römische Epoche sicher bezeugt. Vielleicht liegen die Ursprünge der Almwirtschaft in dem natürlichen Aufstieg des Viehs zur Sommerzeit, wie er sich ähnlich noch heute in Island in der Beweidung des ansonsten unbewohnten Landesinneren zeigt. Eine Milchverarbeitung fand auf den Almen spätestens in römischer Zeit statt: Der Kaiser Antoninus Pius ist nach dem Genuss von bereits damals als Delikatesse geschätztem Schweizer Käse gestorben. Andererseits

betont der Verfasser in den beiden den Sammelband einleitenden und grundlegenden Studien über die Almwirtschaft in der Urzeit und im Mittelalter sowie über die Almwirtschaft in Geschichte, Volkstum und Recht auch den Hauptunterschied von Almauftrieb und Nomadismus, dass die Almbewirtschaftung nämlich stets von den Heimathöfen im Tal als Ausgangs- und Rückkehrpunkten her erfolgte, die Mobilität des Hirtentums also nicht total war. Unter diesen Umständen konnte das Bestehen von Almen auf Rodungsinseln oder oberhalb der Baumgrenze sogar die Bildung von festen Gemeinschaften im ganzjährig bewohnten Talgebiet fördern. Dass derartige Markgenossenschaften, welche gleichzeitig den Pfarrsprengel und den Gerichtsbezirk bildeten, ursprünglich die gesamte Talschaft einschlossen, hält der Verfasser für möglich, während er die alleinige Herkunft aus dem germanischen Recht unter Hinweis auf analoge urtümliche Gemeinschaftsbildungen in Graubünden und Savoyen ablehnt. Im Zuge der Ausbildung der mittelalterlichen Grundherrschaft konnten, wie eine Untersuchung über Alm und Landstände in Tirol zeigt, auch die Almen in lehnrechtliche Bildungen aufgenommen werden und an Besitzer aus den drei nichtbäuerlichen Ständen Tirols gelangen. Hiermit und durch die Verselbständigung von Teilgemeinden wurden die Gemeinschaftsalmen teilweise zu den letzten Bindegliedern älterer Markgenossenschaften, worauf der Verfasser besonders in Beiträgen zu der Comaun Kastelruth und der Seiser Alm hinweist. Trotz zeitweise notwendig werdender Reformen und nicht seltenen Wechsels der Teilhaber, welche etwa am Beispiel der Almen des Wattentales urkundlich genau geschildert werden, konnte derart das Almrecht bis weit in unser Jahrhundert hinein zu einem Refugium altertümlicher Rechtsvorstellungen werden, die nicht nur im städtischen Bereich, sondern auch im sonstigen Agrarrecht längst anderen Rechtsinstitutionen hatten weichen müssen. Davon seien aus dem der Kontinuität der bäuerlichen Rechte der Alpenländer gewidmeten Beitrag hier lediglich Wechselalmen, worüber speziell auch eine nachfolgende Studie von der Nemesalpe handelt, Schneefluchtrecht, Hutzwang und Näherrecht genannt. Ein Literaturbericht über Publikationen insbesondere aus der von dem Verfasser initiierten Innsbrucker Schule für Almwirtschaft beschliesst den der Almrechtsgeschichte gewidmeten ersten, etwa zwei Drittel des Gesamtumfangs des Sammelbandes einnehmenden Teil.

Mit Weinbaugeschichte und Weinrecht beschäftigen sich anschliessend neun weitere der insgesamt 21 Beiträge. Das Schwergewicht liegt dabei auf – teilweise erstmals veröffentlichten – Studien zur Bedeutung des Weines im geistlichen Bereich des Mittelalters, bei Päpsten, Bischöfen, Klöstern, Wallfahrtskirchen und Pfarreien, aber auch an Universitäten. Nicht nur wegen ihres Umfangs seien hier die Fragmente zur Geschichte der Tiroler Weinkultur besonders hervorgehoben, in denen Weinstiftungen, Weinlieferung und -transport sowie Weinausschank im Vordergrund stehen.

Der Band ist mit Zeichnungen, Fotografien, Karten und sonstigen Abbildungen reich ausgestattet. Er vermittelt dem Rechtshistoriker und dem Volkskundler einen ebenso anschaulichen wie grundgelehrten Überblick über die Entwicklung von Alm- und Weinwirtschaft in den Alpen aus der Hand eines von seinem Gegenstand sichtlich faszinierten Forschers. *Wolfgang Wagner*

¹ Nikolaus Grass: Königskirche und Staatssymbolik. Ausgewählte Aufsätze zur Rechtsgeschichte und Sakralkultur der abendländischen Capella regia. Hg. von Louis Carlen und Hans Constantin Faussner. Innsbruck 1983.

² Das dritte ist die Wissenschafts- und Universitätsgeschichte; vgl. dazu die beiden Autobiographien des Verfassers: Nikolaus Grass. In: Recht und Geschichte. Ein Beitrag zur österreichischen Gesellschafts- und Geistesgeschichte unserer Zeit. Zwanzig Historiker und Juristen berichten aus ihrem Leben. Hg. von Hermann Baltl, Nikolaus Grass und Hans Constantin Faussner. (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, 14), Sigmaringen 1990, 87–114, insbes. 101–112; Nikolaus Grass: Ein Leben für die Rechtsgeschichte. In: Die österreichische Rechtsgeschichte. Standortbestimmung und Zukunftsperspektiven. Hg. von Hans Constantin Faussner, Gernot Kocher und Helfried Valentinitich. (Grazer rechts- und staatswissenschaftliche Studien, 47), Graz 1991, 119–159, bes. 136–142.

³ Zum Almrecht bereits durch seine Dissertation und später insbesondere durch seine Habilitationsschrift unter dem Titel: Beiträge zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft. (Schlern-Schriften 56), Innsbruck 1948; zum Weinrecht durch die Ergänzung und Bearbeitung der nachgelassenen Schrift von Georg Schreiber: Der Weinbau in Volksleben, Kult und Wirtschaft. Köln 1980, welche später allerdings allein unter Schreibers Namen publiziert wurde. Zu den Arbeiten des Verfassers insgesamt vgl. die beiden Schriftenverzeichnisse in: Festschrift, Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag dargebracht, II. Bd. Innsbruck, München 1975, 585–604; und Festschrift, Nikolaus Grass zum 70. Geburtstag dargebracht. Innsbruck 1986, 453–461.

-
- ⁴ Vgl. dazu etwa Carl Schmitt: Nehmen – Teilen – Weiden. Ein Versuch, die Grundlagen jeder Sozial- und Wirtschaftsordnung vom Nomos her richtigzustellen. In: Carl Schmitt: Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924–1954. Materialien zu einer Verfassungslehre. Berlin 1958, 489–504; ferner die Bemerkung aus der Rezension von Bernhard Grossfeld zu Guntram Rahn: Rechtsdenken und Rechtsauffassung in Japan. Dargestellt an der Entwicklung der modernen japanischen Zivilrechtsmethodik. München 1990 (mit der Berufung auf Yoshiyuki Noda auf 29 f.). In: Juristenzeitung 46 (1991), 235 f.: «Während in Europa die Mentalität der Hirtennomaden nach wie vor herrscht . . .». Der Rentierweidenomadismus der Lappen im nördlichen Skandinavien hat sich erst im späten 16. Jahrhundert ausgebildet und gehört nicht in den hier zu erörternden Zusammenhang; vgl. dazu zusammenfassend Wolfgang Wagner: Eine rechtsethnologische Bibliographie der Lappen. In: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 15 (1993).
- ⁵ Vgl. zur möglichen ökonomischen Nutzung der Hochalmen noch vor den Tälern sowie zu dem vermutlich 5000 Jahre alten Fund Konrad Spindler: Der Mann im Eis. Gütersloh 1993.